Ph. u. 546

Philos. Opera. 141.

R.

Gottfried Immanuel Wenzels philosophische Werke vermischten Inhalts.

Wien,
mit Edlen von Ghelenschen Schriften gedruckt.
1781.

P. Benedikt Holzinger

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
wohlgebornen Herrn
Karl Heinrich Seibt,
S. K. K. A. Majestät
Rathe,
der freien Künste und der Weltweisheit
Doktoren,
der theoretischen und praktischen Philosophie
Direktoren,
der Studien, der Büchercensur
Commission-Beisitzern,
der schönen Wissenschaften und der Moral Philosophie an der hohen Schule
zu Prag
Professoren.

Meinem verehrungswürdigsten
Gönner.

Wohlgeborner Herr!

Lange, sehr lange sucht ich eine Gelegenheit Ihnen, theuerster Lehrer, Beweise meiner von jeher innigst gefühlten Dankbarkeit zu geben. Aber nie war ich glücklich genug eine schickliche zu finden. Izt, da ich den ersten Schritt in die Welt wage, empfind ich all die Wohlthaten doppelt, die ich

von einem Manne genoß, der berufen ist der Menschheit würdige Glieder zu bilden. Und eben dieses lebhafte Gefühl jener Wohlthaten erinnert mich an Pflichten, die jeder edeldenkende Schüler seinem Lehrer schuldig ist. Ich meine, die Pflichten der Dankbarkeit. Nehmen Sie denn, ver-

ehrungs-

ehrungswürdigster Gönner! diesen, obschon Ihrer Würde nicht entsprechenden, Tribut meines Herzens an. Und sind Sie überzeugt, daß ich nie nachlassen werde, das Maaß meiner Kräfte anzubauen, um der Welt zu zeigen, daß ich nicht völlig eines Lehrers unwürdig sey, den Deutschland verehret,

ret, und Böhmen in seinem Schoo-
ße hat. Wohlan denn, Vater-
land! Lerne ihn kennen diesen
Mann, vernehme Weisheit aus
seinem Munde, dein Lohn wird
Tugend, wird Wahrheitsliebe
seyn.

Gottfried Immanuel Wenzel.

Vorrede.

Philosophie von Sophistereyen gereinigt, angenehm und gemeinnützig bearbeitet, ihrer erhabenen Bestimmung näher gebracht, ist, wie ich denke, ein Studium, das mit Recht die ganze Aufmerksamkeit jedes Gelehrten verdient. Ueberzeugt von dieser Wahrheit, angespornt von der Begierde meinem Vaterlande nützlich zu werden, sah ich mich verbunden, die Produkte meiner darauf gewandten

Stunden, dem deutschen Leser und Freunde der Wahrheit zu übergeben. Ich wählte nicht Gegenstände, die blos allein in der Spekulation fixirt sind. Denn ich sehe nur gar zu wohl ein, wie dadurch der Geist ermüdet; und der Verstand umnebelt wird. Mein Inhalt scheint mir angenehm, reich an Folgen, und sind die vorgetragenen Grundsätze wahr, sehr brauchbar zu seyn. Philosophen und werdende Aerzte mögen dieses Werk lesen. Für beide hab ich gearbeitet, und bin belohnt genug, wenn ich

ihren

ihren Beifall erhalte. Beide mögen mich beurtheilen, belehren. Ich lerne gern, wenn die Lehrer bescheiden sind.

Find ich Aufmunterung, und läßt es mein Berufsgeschäft zu, so kann es seyn, daß ich fortfahre, das philosophische Publikum ferner zu unterhalten. Glücklich genug, wenn ich nur dem Staate nützlich bin.

Wien den 28. Hornung 1781.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.
Ueber die Kräfte und Wirkungen des thierischen Mechanismus im Menschen. Ein Fragment.

II.
Versuch über die Natur und Entstehungsart der Träume.

III.
Ueber die Glückseligkeit des Menschen und des Thiers.

IV.
Ueber die Verbindung der Philosophie mit der Arzneykunst.

V.
Ueber das Genie des Arztes und seinen moralischen Charakter.

VI.
Ueber die Liebe.

VII.
Ueber die Erziehung.

VIII.
Ueber das Vergnügen der Seele beim Nachdenken an: H. D. K. J. zu Leipzig.

IX.
Giebt es unbeseelte Thiere? an Herrn Karl Häß.

Ueber

I.

Ueber die Kräfte und Wirkungen des thierischen Mechanismus im Menschen.

I.

Ueber die Kräfte und Wirkungen des thierischen Mechanismus im Menschen.

Ein Fragment (1).

Der Mensch empfindet, denkt und handelt. Das Principium davon heißt Seele, also hat der Mensch eine Seele (2).

---

(1) Was ich hier dem Leser mittheile, ist eigentlich ein raisonnirender Auszug eines weitläufigen Werkes. Bin ich so glücklich mit gegenwärtiger Schrift den Beifall des Publikums zu finden, so kann es seyn, daß ich es mit der Zeit noch öffentlich bekannt mache. Indeß wünsch ich belehrt zu werden.

(2). Denn es ist ausgemacht, daß das Bewußtseyn kein Eigenthum irgend eines Theils von meinem Körper sey. Da wo ich dieses Bewußtseyn fühle, ist auch meine Seele. Unser Gefühl sagt uns, daß der Sitz desselben im Gehirne sey. Folglich ist auch dort, der Wohnplatz der Seele (3). Diese Gründe, so populär sie auch immer sind, nach meiner Ueberzeugung die beßte Art von Beweisen, sind hinlänglich uns von Wahrheiten zu überzeugen, darüber sich die Philosophen von jeher müde geschrieben haben.

Wir haben also eine Seele, und diese Seele wohnt im Gehirne. Daraus stammen die Werkzeuge der Empfindung die Nerven, das lehrt die Anatomie. Man kann aber nicht sagen, ihr eigentlicher Ursprung ist da, wo wir sie zuerst zu Gesichte bekommen. Sie verlieren sich allmäh-

(2) Man sehe Ernest Plattners philosophische Aphorismen. Pag. 1. §. 1.

(3) Siehe Johann August Unzers Physiologie der eigentlichen thierischen Natur, thierischer Körper.

mählich. Das Messer des Zergliederers, und sollt es auch ein **Meckel** führen, ist unvermögend sie weiter zu verfolgen. Die eigentlichen Anfänge der Nerven müssen also ungemein zart und fein seyn. Fein auch aus dem Grunde, weil sie das Vehickel sind, dessen sich die Seele unmittelbar bedienen muß, wenn sie in den Körper, und der Körper wieder in sie wirken soll. Diese Anfänge der Nerven sind das, was Herr von **Irving** die feine Organisation nennt (4).

Da aber wo sie anfangen sichtbar zu werden, beginnt auch die gröbere Organisation, die sich dann durch den ganzen Körper verbreitet. Es ist eine Frage unter den Physiologen, ob es zweierley Gattungen von Nerven in unserem Körper gebe? Dem Anscheine nach scheint die Sache sich wirklich so zu verhalten. Man

(4) Siehe seine Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen. 1 Theil: die neue Auflage. Ein Werk, das seiner Neuheit und Deutlichkeit wegen jedem Philosophen schätzbar seyn muß.

findet in verschiedenen Theilen des Körpers Nerven, die nur blos zur Bewegung da zu seyn scheinen. Daher hat man auch die Nerven in zwo Gattungen getheilt, und eine davon die Empfindungs- die andere aber, die Bewegungsnerven genannt. Allein zum guten Glücke verkennt die Natur diesen Unterschied. Blos in den Köpfen der Gelehrten ist er geschmiedet worden. Alle Nerven, sie mögen da oder dort vertheilt liegen, sind einander wesentlich gleich. Alle stammen ursprünglich aus einem und demselbigen Orte her. Krankheiten beweisen, daß auch jene Nerven unter gewißen Umständen Empfindungen in der Seele veranlaßen, die doch nichts weniger als so was im natürlichen Zustande thun. Folglich sind alle Nerven an und für sich Empfindungsnerven, weil alle die Fähigkeit besitzen, Eindrücke unter gewißen Bedingungen anzunehmen, und sie der beobachtenden Seele vorzustellen. Wie geschieht aber die Fortpflanzung dieser Eindrücke? Man hat verschiedentlich hierauf geantwortet. Einige nahmen an, die Fortpflanzung des

Eindrucks geschehe durch ein Erzittern, eine Schwingung der Nerven, die zugleich mit der Erzitterung eines den Nerven umgebenden Aethers verbunden ist. Und diese stellten sich die Nerven als gespannte elastische Saiten vor (5).

Auch hat man geglaubt dieses Geheimniß mittelst einer Bewegung der Membrane, die den Nerven bekleidet erklären zu können. Allein sie fällt, diese Vermuthung, wenn man die Erfahrung hört. Denn gerade an den empfindlichsten Stellen haben die Nerven ihre Häute abgelegt. Auch fehlt sie denselben bey ihrem Anfange. Baglivs Versuche sind hier also keine Beweisgründe. Andere hingegen, mehr für das Alterthum, eingenommen, leugneten alle Spannung alle Elasticität, adoptirten Nervengeister, und ließen sie, nach Herzenslust in den Nerven auf- und abwandern. Hallers physiologische Versuche und Erfin-

(5) Siehe. Hartleys Betrachtungen über den Menschen. Uebersetzt von Pistorius.

dungen haben dieser Hypothese ein grosses Gewicht gegeben.

Herr **Krüger** wollte auch das seinige dazu beitragen. Als Physiker nahm er an: daß das fluidum nerveum, wie jeder andere fließige Körper aus Kügelchen bestehe, davon immer das eine, das nächstliegende fortstößt, wenn einmal der Eindruck von außen, oder von innen das erste in Bewegung gesetzt hat (6). Das lehrte **Krüger**, und ward angehört. Und die ganze Hypothese, mit einigen wenigen Veränderungen fast allgemein angenommen. Herr **Weikart**, wenn ich nicht irre, ließ sich aber doch von dieser Lieblingsmeinung der meisten Gelehrten nicht blenden. Gerade zu verwarf er Nervengeister. Dreist vertheidigte er Spannung und Elasticität der Nerven, und gab noch ein Pflogiston dazu

---

(6) Man sehe seine Physiologie die der 2te Theil der Naturlehre ist.

dazu, das er als das eigentliche Fortpflanzungsmittel der Eindrücke ansieht(7).

Allein es scheint nicht, als wenn die Meinung dieses Gelehrten herrschend werden wollte. Sie ist noch über dieß mit außerordentlichen Schwierigkeiten in Ansehung seines allmächtigen Phlogistons verknüpft. Die zu auffallend sind, als daß ich sie erst rügen sollte. Daher werd ich mich auch blos auf die allgemeine Lehre, vom Nerven Safte einschränken, sie prüfen, und den Ausschlag meiner Untersuchungen dem Leser vorlegen. Geschickte Anatomen, nach dem sie das Hirn sorgfältig studirt hatten, fanden, daß die aschgraue, rindenartige Substanz desselben im Grunde blos ein Inbegrif von lauter Gefäßen sey. Sie fanden ferner, daß das Mark des Gehirns in keiner Rücksicht was gefäßähnliches enthalte. Denn es nimmt keine Farbe von Feuchtigkeiten an, die in die Arterien der wei-

(7) Siehe den philosophischen Arzt im 2ten und 3ten Stücke.

weichen Hirnhaut eingespritzt werden. Weder konnte man darin durch die besten Vergrösserungsgläser einiges Gefäß entdecken. Zugleich wurde auch offenbar, daß eine beträchtliche Menge Bluts in das Gehirn zugeführt werde. — So viel lehrte der Zergliederer. Der Phisiolog nahm diese Data auf, und schloß so. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß eine so beträchtliche Menge Bluts, das durch vier grosse Schlagadern ins Gehirn geführt wird, keine weitern Absichten haben sollte. Denn wenn man annimmt, daß es blos darum ins Gehirn gebracht werde, um das Mark desselben zu erwärmen, und dann wieder zurück fließe, ohne daß daraus irgend ein Theil abgeschieden werde, (8): so muß man auch zulassen, daß zu dieser einfachen Absicht keine solche Maschinen, keine so feine, ausgesuchte Bauart der Theile, keine so zweckmäßige Ordnung derselben erfordert werden. Daher ist es also auch viel wahrscheinlicher

(8) Viele von der Italianischen Sekte sind dieser Meinung.

cher anzunehmen, so vieles Blut werde darum ins Gehirn gebracht, damit aus demselben gewisse Theilchen abgesondert werden. Die gefäßartige Zusammensetzung der Gehirnborke, Corticis, bestättigt diese Vermuthung. Was aber das Mark anlangt, so ist wohl wahr, daß keine Versuche Gefäße darin entdecken konnten, allein was die Sinne des Anatomen nicht kennen, vermag die Vernunft des Physiologen. — Wo eine Sekretion geschieht, da müssen auch Kanäle seyn, die das Secernirte aufnehmen, und weiter zu seiner Bestimmung fortführen. Nun sind entweder diese Kanäle sichtbar oder nicht. Sichtbar sind sie nicht, denn man findet in der Gehirnborke sonst keine Gefäße als Blut und Schlagadern. Sie müssen also unsichtbar seyn, und das Mark des Gehirns ausmachen; indem aus dem Kortex keine andere Hirnsubstanz als das Mark herausgeht. Wenn das Mark also aus diesen Sekretionskanälen besteht, die so außerordentlich fein sind, so folgt daraus: daß auch die Feuchtigkeit, die sich in ihnen bewegt, außer-

ordentlich fein seyn müsse. Der Nerve ist an und für sich nichts anders als ein verlängertes Hirnmark. Folglich muß diese Feuchtigkeit auch ihn durchströmen. — Wird nun ein Nerve, der zu einem Muskel hingeht, unterbunden, so verschwinden auch sogleich in diesem Muskel Bewegung und Empfindung. Die aber wieder zum Vorschein kommen, sobald die Ligatur abgenommen wird. Daher muß also auch durch den Nerven etwas zum Muskel hingebracht werden, das ihm Empfindlichkeit und Beweglichkeit giebt, das aber durch die Unterbindung des Nerven gehindert wird. Dieses Etwas ist der Nervensaft, der die Nerven, die hohle Röhrchen seyn müssen, durchströmt, und im Gehirn vom Blute abgeschieden wird. Geschieht nun ein Eindruck in irgend einem nervesen Theil meines Körpers, so nimmt ihn der Nerve auf, und das sich in demselben befindende fluidum geräth in Bewegung, die sich denn bis ins Gehirn hin fortpflanzt, und der Seele eine Vorstellung giebt. Will diese hingegen in eine Gegend ihres Körpers wirken,

oder

oder einen Theil der ihrer Herrschaft unterworfen ist, bewegen, so schickt sie nach dieser Gegend, nach diesem Theil eine Portion Nervensaft, und die Wirkung — wenn kein Hinderniß da ist — erfolgt. Es ist aber zu merken, daß jeder Nerve aus verschiedenen hohlen Röhrchen besteht. Durch das eine, zum Beispiel bekömmt die Seele Empfindungen, und der Nervensaft bewegt sich darin aufwärts. Durch ein anderes wirkt sie wieder in den Körper zurück, und der Nervensaft bewegt sich abwärts. (9)

So lautet die Lehre vom Nervensafte. (10)

(9) Schütz Einleitung in die Speculative-Philosophie.

(10) Es hat Physiologen gegeben, die sogar die Natur dieses Saftes bestimmen wollten. Gleich als ob sie ihn nach chemischen Grundsätzen aus einer Retorte destillirt hätten. Einige verglichen den Nervensaft mit Säuern, andere mit flüchtigen Laugensalzen. Wieder andere mit gerei-

Wir wollen sehen, was sich dagegen mit Gewichte einwenden läßt.

1. Jeder Theil unseres Körpers, jedes Eingeweide desselben nützt sich ab. Daher muß es auch ernährt werden. Deshalb wird also so viel Blut ins Gehirn gebracht, um damit dasselbe davon ernährt, und wie die Stahlianer wollen, erwärmt werde. Da aber die Ernährung durch Theilchen geschieht, die nährend sind, und die erst aus dem Blute heraus gearbeitet werden müssen: so sieht man auch die Ursache ein, warum die Natur den sogenannten aparatum secretionis ins Gehirn gelegt hat.

2. Wenn ein Nervensaft existirte, so könnte man doch nicht seinen Durchgang durch den Nerven mittelst einer Unter-

bin-

---

nigtem Weingeist. Einige mit der Materie des Lichts, und der neuern viele mit dem elektrischen Feuer. — Boerhaave widerlegt diese Träume, findet aber eine grosse Aehnlichkeit im Nervensafte mit reinem Wasser.

bindung hemmen. Denn erstens: ist der Nerve eine breiartige Substanz, die ohne gänzliche Zerstörung ihrer selbst nicht so genau unterbunden werden könnte, als es seyn müßte, wenn der so außerordentlich feine Nervengeist nicht durchgehen sollte. Zweitens: ist dieser Saft, der Meinung seiner Vertheidiger gemäß, zu subtil, als daß er nicht durch die Oeffnung, die bei der Verbindung der Nerven übrig bleiben muß, durchschlüpfen könnte. Allein kann man erwiedern, „der Nerve kann doch so gebunden werden, daß seine Seitenwände zusammen fallen". Ich antworte:

3. Nimmt man die Ligatur weg, dadurch der Nerve gequetscht wurde, so erscheinen Empfindung und Bewegung wieder. Es muß also die vorige Höhlung wieder zurück treten. Aber wie kann das seyn, da die Nerven nicht elastisch seyn sollen?

4. Ist es noch gar nicht erwiesen, daß die Nerven hohle Röhrchen sind.

Selbst

Selbst der durchfließende Nervensaft würde ihre Höhlung vernichten, denn sie sind breiartig.

5. Die Nervenknoten streiten auch dagegen.

6. Es läßt sich gar nicht denken, wie in einem breiartigen Kanal sich eine Feuchtigkeit so außerordentlich geschwind bewegen kann.

7. Die Empfindungen, die wir haben, sind verschieden, verschieden auch dann, wann wir ihrer viele auf einmal haben. Der Nervensaft aber allzeit einartig, immer eben derselbe.

8. Giebt es Thiere ohne Gehirn. — Bei den Polypen findet man gar keine für den Nervensaft gehörige Sekretionsmaschinen. Und doch verrichten diese Thiere Handlungen, die Empfindungen zum voraus setzen. Haben sie also auch einen Nervensaft? Und wenn sie ihn haben, ist er auch hier das Fortpflanzungsmittel der Eindrücke?

9. Enthauptete Thiere handeln eine Zeit lang, als ob sie noch Kopf und Seele hätten. Wie stehts da mit dem Nervensafte ?

Ich übergehe die übrigen bereits bekannten Einwürfe. Die wenigen, die ich vorbrachte, glaub ich, reichen zu eine Hypothese umzustossen, die ohnehin auf schwachen Gründen ruhet. Da wir aber doch eine haben müssen, die weniger Hypothese ist, so wollen wir zuvörderst zween folgende Sätze beweisen, und dann gehörig weiter schließen.

Erstens also: die Nerven sind gespannt, und elastisch.

Zweitens: für jede Empfindung giebt es auch einen eigenen besondern Nerven (11).

Die Spannung und Elasticität der Nerven beweisen folgende Gründe:

1. Je-

(11) Siehe Karl Bonnets analytischen Versuch über die Seelenkräfte. 1 Band.

1. Jeder Nerve besteht aus Fibern, diese wieder aus soliden Theilchen, bei denen man immer Elasticität mit Grunde vermuthen kann, obschon die Wirkungen davon mit Händen nicht gegrifen werden können.

2. Wird ein Nerve unterbunden, so verschwindet auch in dem Theile für den er gehört alle Empfindung und Bewegung. Die aber sogleich zurück tritt, wenn die Ligatur weggeräumt wird. Dieß könnte nie geschehen, wären die Nerven nicht elastisch.

3. Eine gewisse Spannung des Nervensystems ist sichtbar. Und durch Vernunftschlüsse ergiebt sich, daß es die Fibern in einem höheren Grade sind, seyn müssen, weil andere Theile des Körpers gespannt, und elastisch sind, die ebenfalls aus Fibern bestehen.

4. Die breiartige Substanz der Nerven verdrängt die Elasticität nicht. Denn es giebt weiche und fließige Körper, die

dem ohngeachtet Elasticität in ihren Wirkungen beweisen.

Wenn also die Nerven elastisch sind, so können sie auch die Eindrücke der Seele nicht anders überbringen, als mittelst einer Bewegung ihrer eigenen Substanz. Das heißt: wenn die Seele auf eine gewisse Art modificirt werden soll, so muß sich der Nerve auch auf eine gewisse Art bewegen. — Es ist erwiesen, daß wir zu einer und derselbigen Zeit mehrere Ideen auf einmal haben können, und auch wirklich haben. Ein Nerve kann sich aber zu einer und derselbigen Zeit nur auf eine bestimmte Art bewegen. Daher müssen sich mehrere Nerven auf einmal bewegen, wenn sich unsere Seele mit mehrern verschiedenen Ideen auf einmal beschäftigt. Mein eigen Gefühl sagt mir, daß ich zu gleicher Zeit weiß, und schwarz, Freude, und Traurigkeit mir denken kann. Für das weiße muß also ein besonderer Nerve da seyn, so wie für die übrigen, einander entgegengesetzten Empfindungen besondere Nerven, da seyn

müssen. Hieraus folgt, daß es für eine jede Empfindung auch einen eigenen besondern Nerven giebt. Wäre das nicht: so könnten wir kein Gedächtniß, keine Einbildungskraft, kein Dichtungsvermögen, keine Urtheilskraft haben. Denn alle diese Kräfte setzen verschiedene, auch sich entgegengesetzte Ideen, folglich auch Bewegungen der Nerven nothwendig zum voraus (12).

Wenn wir also durch die Nerven Ideen erhalten, und eben durch sie Wirkungen hervorbringen sollen, so müssen sie:

1. Mit

(12) Man rüche zu einem Büschen, und in einem Momente hat man auch die Empfindung von jeder Blume, die sich in ihrem Geruche auszeichnet. Man nehme, zum Beispiel, Rosmarin, Lavandel, Melissen, Nelken und Rosen, vermenge sie untereinander, rüche im Finstern dazu, und ich wette man wird jeden Duft insbesondere unterscheiden. Warum? Weil hier die Nerven, jeder gedachter Blume in Thätigkeit sind.

1. Mit dem Gehirn sowohl, als auch unter sich in einem unverletzten Zusammenhange stehen.

2. Ihre Spannung darf nicht die gehörigen Gränzen übersteigen.

3. Ihre Substanz selbst muß die nöthige Consistenz haben.

4. Dürfen die Eindrücke, die in sie veranlaßt werden nicht zu schwach, nicht zu stark, nicht vorübergehend seyn (13).

Ist nun der Zustand unseres Nervensystems so beschaffen, so sind auch die Nerven fähig Eindrücke gehörig zu fassen, und sie dem Gehirn zu überbringen. Wirkt demnach in einen Nerven der äußere Gegenstand mit der nöthigen Stärke und Anhaltsamkeit, und dieser Nerve die Fähigkeit besitzt, den in ihn gemachten Eindrucke aufzunehmen: so geräth er in eine Art von Bewegung, die sich durch seine ganze Masse und Länge verbreitet.

(13) Siehe über diese Materie Unzers Physiologie.

Da aber jeder Nerve das Gehirn zu seinem Ursprungsorte hat, so wird auch diese seine Bewegung bis dahin fortgepflanzt, weil man weis, daß sie nur dort wahrgenommen wird. Die dafür gehörigen Fibern der feinen Organisation wiederholen diese Bewegung, die Aufmerksamkeit der Seele wird gereizt, nimmt sie wahr, und sieht in ihr den sie veranlassenden Gegenstand selbst, gleich wie man in einem Portraite das Original desselben sieht. Beschäftigt sich mit ihm, wird sich seiner und ihrer selbst bewußt. Und diese ihre Thätigkeit dauert so lange, so lange die Bewegung in der feinen Organisation anhält.

Findet nun die Seele ihr Interesse dabei, so muß sie auch natürlich wollen, daß ihr gegenwärtiger Zustand anhaltender werde. „Sie wirkt also zurück in die feine Organisation, sagt man, giebt den Nerven neue Stärke, und unterhält ihre Bewegung.“ Worinn aber besteht diese Zurückwirkung? Zieht sie den Nerven? Stößt sie ihn? Wie Search

frägt? (14) In der That, das wäre zu materiäl von der Seele gedacht, die doch unstreitig von einer ganz andern Natur ist, als daß sie so grobe Wirkungen äußern sollte. Sie zieht also nicht, sie stößt nicht. Was thut sie denn? Es ist ausgemacht, daß wir zu einer und derselbigen Zeit verschiedenartige Vorstellungen auf einmal haben. Folglich ist es auch erwiesen, daß zu einer und derselbigen Zeit verschiedenartige Bewegungen in der feinen Organisation vor sich gehen. Denn diese Bewegungen von der Seele wahrgenommen, sind Vorstellungen. Wenn sich daher die Seele mit einer Vorstellung beschäftigt, die ihrem angebornen Interesse schmeichelt, die ihr gefällt, so entsteht, wie ich schon oben gesagt habe, in ihr die Begierde, diese Vorstellung weiter zu verfolgen. Während dem, daß sich diese Begierde in ihr entwickelt, wird die Aufmerksamkeit der Seele von einer oder mehreren gleichzeitigen Bewegungen

(14) Siehe sein Licht der Natur. I Theils, I Band, den Artikel Seelenkräfte.

in der feinen Organisation afficirt. Alle Fibern dieser Organisation sind unter einander verbunden. Wenn sich also ein Fiber bewegt, so muß sie auch von dieser Bewegung etwas der andern sich eben izt bewegenden und mit ihr verbundenen mittheilen. Woher es denn geschieht, daß die Dauer der angenehmen Vorstellung anhaltender wird. Und weil sie dem Wunsche der Seele entspricht, so achtet diese darauf, ergiebt sich ihr ganz, ohne die andern vorsätzlich zu bemerken. Darin besteht also die Zurückwirkung der Seele auf die feine Organisation, wenn sie eine Vorstellung länger haben will, als sie an und für sich dauern könnte. Denn ein Körper bewegt sich nur so lang, so lang die Kräfte dauern von denen er in Bewegung gesetzt worden ist. Wahrgenommene Bewegungen im Gehirne sind Vorstellungen. Folglich richtet sich dieser ihre Dauer nach der Dauer der ersteren, die aber wieder von den Kräften abhängt, wodurch sie veranlaßt worden ist, und unterhalten wird. Wie aber, wenn die Seele von einer Bewegung in

der feinen Organisation afficirt wird, die ihr unangenehm ist, die sie lieber nicht haben, als haben will — wie Maupertius sagt — was macht sie dann? Sie sucht diese Vorstellung von sich selbst zu entfernen, denkt nicht daran, antwortet man gewöhnlich. Allein was entscheidet so eine Antwort? Weis man wohl dadurch, wie sie es macht, wie sie diese Entfernung unternimmt? Nein — das weis man nicht. Weiter hinaus geschoben ist die Frage, aber nicht beantwortet. Wenn mithin die Seele eine unangenehme Vorstellung hat, die sie ihrer Natur nach von sich zu entfernen sucht; so geht in ihrer Oekonomie folgendes vor. Die Seele wird zu gleicher Zeit von andern Bewegungen ihrer Denkmaschine des Gehirnes afficirt. Auf diese Bewegungen heftet sie ihre Aufmerksamkeit, und verläßt das Unangenehme, das sich in ihren Ideen — Kreis einschliech. So geschieht also die Entfernung der Seele von einer unangenehmen Vorstellung. Deren Bewegung zwar noch immer in der Fiber fortdauert, wenn sie nur noch hinlängliche Kräf-

te hat — doch von der Seele nicht mehr wahrgenommen wird, weil sich diese einem angebornen Instinkte gemäß dahin wenden muß, wo mehr Interessantes für sie ist. Allein giebt es nicht Fälle, wo die Seele auch wider ihren Willen, unangenehme Vorstellungen haben muß? Wo sie sich davon nicht entfernen kann? Obschon sie zu eben der Zeit von angenehmen Eindrücken afficirt wird. Ohne Zweifel giebt es solche Fälle, und wir erklären sie so: Ein stärkeres Licht unterdrückt das schwächere. Man bringe eine brennende Fackel in ein Zimmer, wo eine schwache Lampe schimmert, und sogleich verschwindet der matte Schein davon. So verhält sichs gerade mit zwoen Kräften, deren eine stark, die andere aber schwach ist. Letztere unterliegt der erstern. Ich glaube hieraus ergiebt sich zugleich der Beweis meines obigen Satzes, daß die Seele nur so lange thätig seyn kann, so lang sich nämlich die Fibern der feinen Organisation bewegen. Nun frägt sichs, wie lang bewegen sich diese? Ich antworte: Wenn die Seele eine Vorstellung

hat, die sie nicht allerdings interessirt, und sie auch nicht mit Vorsatz eine andere haben will, so richtet sich die Dauer dieser Vorstellung, nach der physischen Beschaffenheit ihrer Bewegung. Das heißt: Sie hält so lang an, so lang die Kräfte dauern, von denen die Fiber in Bewegung gebracht worden ist. Findet aber die Seele an einer Vorstellung Nahrung für sich: so giebt sie auch auf all die übrigen gleichzeitigen Vorstellungen acht, sucht ihre Beziehungen und Verbindungen auf, und ihr angenehmer Zustand wird unterhalten. Bis endlich wieder eine andere mit grösserm Reiz verbundene Bewegung im Gehirn entsteht.

Es ist ein physisches Gesetz, daß ein geschmeidiger biegsamer Körper, wenn er öfters gebogen wird, dadurch eine Leichtigkeit erhalte, sich vielmehr so als anders biegen zu lassen. Die Fibern des Gehirns sind geschmeidige biegsame Körper. Werden öfters und noch dazu auf einerlei Art modificirt. Daher müssen sie auch eine Leichtigkeit erhalten bei Ver-

anlassung sich vielmehr so, als anders zu bewegen. Zweitens: So viel es Arten von Empfindungen giebt, so viel giebt es auch Fibern im Gehirne, und Nerven im ganzen Körper. Wenn also zum Beispiel eine Nelke in meinen Nerven wirkt, und deren Eindruck, bis in die feine Organisation fortgepflanzt wird, so nimmt ihn da jene Fiber auf, die für die Empfindung der Nelke bestimmt ist. Bewegt sich, und wenn die Bewegung stark genug ist, so wird sie auch von der Seele wahrgenommen, und diese hat die Vorstellung von einer Nelke. Geräth nun diese Fiber wieder in Ruhe: so ist doch ihr Zustand von dem vorigen verschieden; sie erhielt eine Disposition, die sie zuvor nicht hatte. Worin aber besteht diese Disposition der Fiber? Allem Anscheine nach in einer Fertigkeit schon vollbrachte Bewegungen wieder auf dieselbige Art bei schicklicher Gelegenheit nachzumachen. Daher müssen auch unumgänglich bei einer erneuerten Bewegung wieder eben dieselbigen Ideen

der

der Seele dargestellt werden, die sie schon gehabt hat. Und erkennt sie, daß schon diese Ideen ihr einmal gegenwärtig waren, so äußert sich diejenige Kraft, die wir das Gedächtniß nennen. Welches denn im Grunde nichts anders ist, als eine bloße Fähigkeit der Gehirnfibern Eindrücke leicht anzunehmen, sich diesen gemäß zu bewegen. Die daraus entstehende Disposition treulich zu behalten, und jene Bewegungen wieder bei Gelegenheit nachzumachen: verbunden mit einem Bewußtseyn in der Seele, daß sie schon diese Begriffe, diese Ideen gehabt hat. Dieses Bewußtseyn nennt man auch Erinnerung. Und will man eine Erklärung dieser Modifikation haben, so ist es folgende: Sie ist eine auf die im Gehirne vorgehenden Veränderungen gerichtete Aufmerksamkeit der Seele, wodurch sie gewahr wird, daß sie dergleichen Modifikationen schon empfunden, und die daraus entspringenden Ideen schon gedacht habe. Dieses vorausgesetzt, kann man das Gedächtniß in doppelter Hinsicht

betrachten. Theils ist es körperlich, theils spirituäl. Körperlich ist es, in wie fern es von der feinen Organisation abhängt. Spirituäl, in wie fern die Erinnerung in der Seele dazu erfordert wird. Nun aber frägt sichs, woran erkennt die Seele die Gedächtniß Ideen als solche, die sie schon einmal gehabt hat? Woher weis sie, daß sie nicht neuentstandene, sondern nur erneuerte Ideen sind? Ich denke, sie erkenne es daran. Jede Idee, die die Seele zum erstenmal hat, setzt sie gleichsam in eine gewisse Art von Betäubung. Sie vermag nicht so ganz ihre Kraft darüber auszubreiten, sie übersieht die Theile nicht aus denen diese Idee besteht. Allein Ideen, die blos erneuert werden, halten die wesentliche Kraft der Seele gar nicht auf. Sie übersieht schnell all die Theile, oft alle Nuancen, woraus sie zusammengesetzt sind. Die Seele muß also wissen, wenn nämlich das Gedächtniß thätig seyn soll, ob sie diese Ideen schon gedacht habe, oder nicht. Weis sie das nicht, so ist nur blos die Ein-

bil-

bildungskraft wirksam, die wir als ein Vermögen der Gedächtnißfibern erklären, die schon einmal gemachten Bewegungen ohne die wirkliche Einwirkung der Gegenstände in verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit zu wiederholen, ohne daß doch bei dieser Wiederholung daran gedacht wird, ob sie jemals schon da gewesen sind, und endlich die erneuerten Bewegungen auf mancherlei Art nach dem Gesetze der Adsociation auf einander folgen zu laßen.

Urtheilen besteht in Vergleichungen der Ideen. Die Folgen davon sind entweder Bejahung, oder Verneinung, oder Zweifel. Soll nun die Seele ein affirmirendes Urtheil fällen, so muß sie Uebereinstimmung in Begriffen wahrnehmen. Soll sie verneinen, so muß sie Wiedersprüche bemerken. Soll sie endlich zweifeln, so darf sie weder eine völlige Uebereinstimmung, noch einen völligen Wiederspruch finden. — Das geht in der Seele vor, und richtet sich nach der Mecha-

chanik des Gehirns. Bewegen sich also die Fibern harmonisch, so entsteht Bejahung. Ist das Gegentheil Verneinung. Ist keines von beiden — Zweifel. (15)

So viel für diesmal.

---

(15) Der Leser kann bei dieser Gelegenheit Searchs Licht der Natur. Irvings Erfahrungen über den Menschen, und Lossius physische Ursachen des Wahren nachschlagen. Wie ich denke, so werden des einen seine Seelenorgane, des andern seine feine Organisation, und Lossius organisirte Einbildungskraft zur Erläuterung meiner Sätze dienen

II.

Versuch

über die

Natur und Entstehungsart

der Träume.

II.

Versuch über die Natur, und Entstehungsart der Träume.

Aus dem vorhergehenden Fragmente werden wohl meine Leser eingesehen haben, wie ich über den thierischen Mechanismus in unserem Körper denke. Da ich nun von der Wahrheit der vorgetragenen Grundsätze hinlänglich überzeugt bin, so stand ich auch nicht an noch mehrere Situationen des beseelten Menschen daraus zu erklären. Der Zustand des Traumes schien mir es um so mehr zu verdienen: theils, weil diese Materie noch nicht gehörig behandelt ist; theils, weil sie an Nützlichkeit und Interesse vielen andern den Vorzug streitig macht.

Nach der Meinung des grossen Hallers entsteht der Schlaf, wann die aus dem Gehirne gehenden Nervenfibern zu-

sammen fallen (a). Oder um allgemein zu reden: wenn das Gehirn nicht mehr vermögend ist, jenen Grad von Thätigkeit zu äußern, der erfordert wird, wenn wir wachen sollen. Nach meinem Systeme aber, wann die Fibern des Gehirns ihre zum wachen gehörige Spannung, ihre Elasticität verlieren — Da wir uns nun durch den Schlaf, durch dieses balsamische Lebensmittel, wie es Jung nennet, gestärkt, voll Energie fühlen, so folgt daraus: daß in diesem Zustande das jenige, so wir am Tage durch Geschäfte verloren haben, was den Nerven ihren nothwendigen Ton giebt, wieder ersetzt werde.

Jede Veränderung, die mit einem Körper vorgeht, kann nicht anders, als mittelst einer Bewegung vollbracht werden. Die Fibern des Gehirns, die Nerven des ganzen Körpers werden im Schlafe nach und nach in den zum Wachen nöthigen Ton versetzt, sie werden verändert, sie

(a) Vide Hall. Comm. in prælec. Boerhaav. Tom. IV. pag. 535.

sie werden bewegt. Jede Bewegung des Nerven von der Seele wahrgenommen ist Vorstellung, ist Begriff. Die Seele aber kann im Schlafe gewisse Bewegungen des Gehirns wahrnehmen; indem keine Ursache da ist, warum sie dieses nicht könnte. Schwach sind sie freilich diese Bewegungen, aber lange nicht so schwach, daß sie unvermögend wären, die Aufmerksamkeit der Seele zu reizen. Denn äußere Gegenstände afficiren in diesem Zustande unsere Sinne mit der Stärke nicht, wie sie es in dem ihm entgegengesetzten thun. Und wenn ja auch einige in uns stärker wirken, so sind es allem Anscheine nach nur solche Objekte, die für das Gehör und das Gefühl gehören. Doch ist ihr Eindruck immer ungleich schwächer, als er dann zu seyn pflegt, da wir wachen. Aber doch stark genug seinen Nerven in Bewegung zu setzen, der auch von innern Ursachen in diese Aktivität gerathen kann. Denn der Nerve, um sich zu bewegen, braucht nur eine Veranlassung dazu, die eben nicht Riesengewalt haben muß. Er bewegt sich also, und wiederholt diejeni-

ge Bewegung, die der Gegenstand erheischt, für den er bestimmt ist, und der auch schon auf ihn gewirkt hat. Die Seele kann, und träumt also auch im Schlafe.

Aber träumt sie aus eigener Macht? Ist sie die wirkende Ursache davon? Ist der Traum eine Folge ihres Willens? — Wäre er das: so müßte bevor eine Entschließung, oder Bestimmung der wollenden Kraft vorangehen. Und diese setzte wieder eine Vorstellung als das Materiälle des Traumes zum voraus. Nun sagt uns von all dem die eigene Erfahrung gar nichts. Das Selbstgefühl verstummt gänzlich in diesem Falle. Denn man verfällt ins Träumen, ohne zu wissen, wie es geschehen ist: Man weis nicht, was wohl alles in der Oekonomie unsers Geistes mag vorgegangen seyn. Ferner: ist der Traum ein Werk der Einbildungskraft. (*b*) Und diese wieder ein Vermögen der Gehirnfibern sich auf eine gewisse und

(*b*) Wolf, Walch, Hennings, Tiedemann, und mehrere andere.

und bestimmte Art zu bewegen; die aber doch erst von irgend einer Ursache modificirt werden müssen, ehe sie das ihnen eigene, wenn ich so sagen darf, Bilderspiel beginnen können. Auf diese Fibern kann nun die Seele im Traume mit Vorsatz nicht wirken, weil sie sich dazu unvermeidlich determiniren müßte, wovon uns doch die innere Empfindung, oder Persönlichkeits Reflexion gar nichts sagt. Noch mehr! Sollte die Seele selbst die Schöpferinn des Traumes seyn, sollte sie durch sich selbst, durch ihre eigene selbstthätige Kraft Ideen entstehen machen, so würden es dem Laufe der Natur gemäß solche seyn müssen, an die sie am meisten gewöhnt ist, solche, mit denen sie sich des Tages, und die Tage vorher am meisten beschäftiget. Nun aber giebt es Träume, wo dies gar nicht geschieht. Man kann Wochen lang nach einander sich fast den ganzen Tag mit philosophischen Untersuchungen abgeben, und doch werden nie die Träume von diesen Materien handeln. Wenn wir im tiefen Schlaf versenkt liegen, so sind die Ideen, die durch die Me-

chanik der Bewegungen im Gehirne erzeugt werden, so schwach, daß sie schlechterdings nicht lange weder intensiv die Aufmerksamkeit der Seele unterhalten können. Wie kann diese also neue Gedankenreihen anfangen? Woher soll sie die neuen Gedanken nehmen? Aus den vorhergehendem unmöglich, denn sie sind alle ihrer Schwäche wegen für izt erloschen. Die Seele vermag folglich nicht durch sich selbst ohne vorhergegangenen hinlänglichen Antrieb Ideen im Schlafe lebhaft zu machen. Folglich ist sie auch nicht das wirkende Principium des Traumes. (c)

Doch ist sie vielleicht im Verfolge desselben wirksam? Denn daß sie es anfänglich nicht sey, schmeichle ich mir zu Genüge erwiesen zu haben. Wir wollen also untersuchen, ob die Fortdauer des Traumes wenigstens von ihrer Thätigkeit begleitet werde?

Herr

(c) Siehe Tiedemanns Untersuchungen über den Menschen. 3 Band pag. 184 & 185.

Herr Tiedemann, der eben dieser lezten Meinung ist, antwortet hierauf folgendermassen: (*d*)

1. Zu den Sensationen denkt sich die Seele ihre Ursachen.

2. Bei Empfindungen, die aus körperlichen Bedürfnissen entstehen, denkt sie sich die Gegenstände hinzu, die geschickt sind, ihnen Befriedigung zu geben.

3. Hält auch manchmal die Seele im Traume die Phantasie in Ordnung, um einen bestimmten Gegenstand zu verfolgen. Zuweilen so sehr, daß wir wissenschaftliche Raisonnements ausführen. Folglich regiert hier die Seele das Organenspiel, und ist nicht blos müßige Zuschauerin des innern Mechanismus.

(*d*) Siehe 3 Band pag. 192 &c. Auch kann man bei dieser Gelegenheit eine hieher gehörige Schrift nachschlagen. Unter dem Titel: Von Ahndungen und Visionen. Herr Christian Henings Professor zu Jena ist ihr Verfasser.

So richtig nun auch, und mit der Erfahrung übereinstimmend alles dieses ist, so scheint es mir doch nicht hinreichend zu seyn, präzis die aufgeworfene Frage zu beantworten. Meines Dünkens, muß die Sache in ihr gehöriges Licht gesetzt werden: wie folgt —

Die Thätigkeit der Seele äußert sich entweder in Selbstbestimmungen zu gewissen Handlungen, oder in einer reällen Wirkung auf den Körper, oder in Hervorbringung neuer Ideen, oder endlich in deren Verbindung, Ordnung, und Zusammensetzung.

Wenn sich nun die Seele im Verfolge des Traumes thätig und wirksam verhält, ich meine, wenn sie die Absicht hat ihren gegenwärtigen Zustand fortzusetzen, oder zu unterhalten: so müssen gewiß auch einige dieser izt gedachten Thätigkeitsarten vorkommen.

Erfahrungen und Beobachtungen lehren uns, daß es sich so wirklich verhal-

halte. Man hat mithin Beweises genug die Seele für eine mitwirkende Substanz im Traume anzunehmen. Ich sage, Erfahrung und Beobachtung lehren es uns. Meine Leser werden es mir also nicht verargen, wenn ich einige derselben zur Bestättigung anführe.

Wir setzten fest, daß, sofern der Seele Selbstthätigkeit in der Fortdauer des Traumes zugestanden werden soll, sie sich entweder in Selbstbestimmungen zu gewissen Handlungen äußern müsse, und dieß bestättigt meine eigene Erfahrung. Ich hatte vor einigen Monaten einen Traum, worin ich ganze zusammenhängende Plane entwarf, nach denen ich meine Geschäfte eintheilen, und bearbeiten wollte. Bald darauf kam mir vor, als befände ich mich schon wirklich an dem Orte, wo ich mir nach meinem bestimmten Entwurfe zu arbeiten, vorgenommen habe. Ich wollte auch meine Absichten erreichen; allein ich war unschlüßig, was das erste meiner Geschäfte seyn sollte. Ich wog Gründe und Gegengründe ab,

entschloß mich nachher, und das Resultat davon, war eine bestimmte Arbeit. Ich glaube, diese Traumgeschichte beweise hinlänglich, daß es Träume gäbe, worin sich die Seele offenbar zu Handlungen determinirt. Mein zweiter Satz war: Verhält sich die Seele im Traume aktiv, so kann sie auch zuweilen auf eine reälle Art in dem Körper wirken. Und daß sie es wirklich thue, beweise ich so: der Verfasser des philosophischen Arztes träumte, wie er selbst erzählt, Diebe und Räuber wären in seine Stube gekommen. Träumend sprang er auf, tobte, und schlug unter den vermeinten Anwesenden herum, überwand sein Phantom, und gieng froh und unbesorgt als Sieger in sein Bette zurück. Wer wollte wohl hier den reällen Einfluß der Seele in den Körper läugnen? Ich schweige von den Handlungen der Nachtwanderer, die ebenfalls unsern Satz außer Zweifel setzen (*e*).

Fer-

(e) Wer Verlangen trägt, Geschichten von Nachtwandlern zu lesen, den verweise ich auf die gedachte Schrift von Ahndungen und Visionen.

Ferner behaupten wir: die Seele könne sich auch thätig im Traume beweisen, wenn sie Ideen hervorbringt, ordnet, und verbindet. Viele Beispiele von Träumen dieser Art, könnte ich zur Bestättigung dieser Behauptung anführen, besorgt ich nicht, meinen Lesern damit läßtig zu werden. Ein einziges mag zureichen. Oft brachte der selige gelehrte Professor **Krüger** ganze Abende zu, ohne daß er im Stande gewesen wäre eine matematische Aufgabe aufzulössen. Müde von fruchtloser Kalkulation schlief er einmal ein; und siehe! schlafend entzieferte er vollkommen das Problem. Ist da nicht Thätigkeit der Seele? Hervorbringung der Ideen und Ordnung? Man müßte kein Seelenkenner seyn, wollte man dieses läugnen (*f*).

Aus all dem folgere ich nun: die Seele sey nicht das wirkende Principium

(*f*) Die Geschichte von einem Studirenden ist bekannt, der träumend sein Pensum machte, und sogar die eingeschliechenen Fehler in der Ordnung der Gedanken und Schreibart verbesserte.

des Traumes, sondern verhalte sich blos bei der Entstehung desselben leidend, wirkend aber in der Fortdauer. Auch lassen sich hieraus folgende Merkmale des Traumes festsetzen, die dann zusammengenommen den Begriff dieses Zustandes geben.

1. Ist der Traum eine Art vom Schlafe.

2. Ein Werk der Einbildungskraft.

3. Hat die Seele an der Entstehung desselben keinen Antheil.

4. Aeußere Umstände veranlassen ihn.

5. Die Seele ist blos als eine mitwirkende Ursache anzusehen.

Nach meiner Ueberzeugung, denk ich, begleiten diese Charaktere, obschon in verschiedenen Graden, alle Arten von Träumen. Daher sind sie auch fähig eine logisch richtige Erklärung auszumachen.

Dazu kommen noch

6. Die Aeußerung der Dichtkraft.

7. Raisonnement und Urtheil.

8. Abwesenheit des Bewußtseyns un-

serer

ſerer iztigen Lage. Das heißt: wir wiſſen nicht, daß wir träumen.

Ich weis mich in der That nicht zu erinnern, daß ich je einen Traum gehabt, oder irgend eine Traumgeſchichte entweder gehört, oder geleſen hätte, worin nicht dieſe Merkmale wirklich vorgekommen wären. In ſofern glaub ich alſo das Recht zu haben, ſie für allgemeine, und definirende Charaktere anſehen zu können. Ueber dies kann ich noch Beweiſe anführen, die Ueberzeugungskraft haben.

Das Geſchäfte der Einbildungskraft beſteht in der Erneuerung gehabter Empfindungen. Nun aber werden im Traume nicht blos Empfindungen erneuert, ſondern ſie werden auch zuſammengeſetzt, geordnet, und verbunden. Ein Ganzes wird daraus gemacht, das als ein neues Produkt angeſehen werden muß. So was aber iſt keine Arbeit der Einbildungskraft. Es iſt ein Reſultat der angeſtrengten Dichtkraft. Kann nun eine ſolche Verbindung, Ordnung und Zu

ſam-

sammensetzung der Ideen statt finden, ohne Vergleichung und Zusammenhaltung derselben? Man sieht folglich, daß auch die Urtheilskraft, so gering sie auch zuweilen ist, aus keinem Traume gänzlich verbannt werden könne. Und daß wir endlich, wenn wir träumen, nicht wissen, daß wir träumen, erfordert die Lage, in der wir uns befinden. Denn hier vertreten Einbildungen die Stelle wirklicher Empfindungen, oder es mischen sich in der That auch solche mit hinein. Es ist also ausgemacht, daß die angeführten Charaktere die stetten Begleiter der Träume sind.

Wir nennen mithin den Traum eine Art vom Schlafe, darin der Seele mit Ausschließung des Bewußtseyns, ihres gegenwärtigen Zustandes Bilder der Einbildung, und Spiele der Phantasie vorgestellt werden, die sie mittelst ihrer eigenen, aber doch unfreien Thätigkeit ordnet, und verbindet.

Auch die Erfahrung beweißt die Richtigkeit dieser Erklärung. So wird in den Breßlauer Sammlungen von Natur und Medicin, wie auch hiezu gehörigen Kunst= und Litteraturgeschichten, eines Mädchens von 17 Jahren gedacht, die träumend im Schlafe Handlungen verrichtete, die sich, wie mich dünkt, ohne Vernunft und Raisonnement gar nicht erklären lassen. Sie zeichnete im Schlafe, machte die beste Stickarbeit, legte Servieten in Form eines Briefes zusammen, schrieb ganze Briefe, foderte Licht um sie zu siegeln, und antwortete auf die Frage: wem wohl diese Briefe gehören mögen? ganz deutlich „An meine Freundinnen". Sagte auch den Inhalt derselben den Umstehenden, und wie man versichert, so sollen die Gedanken sehr gut geordnet gewesen seyn. Ferner erzählt man in diesen Sammlungen, daß, wenn sie träumte, sie bekäme Besuche; sie sich auch geputzt habe. Mit Anstand empfieng sie die vermeinten angekommenen Personen, dankte für die ihr erwiesene Ehre, unterhielt sie eine

Zeit

Zeit lang mit einem sehr vernünftigen Gespräche, empfahl sich endlich, so wie es der Wohlstand erheischt. Schott erzählt von einem Schulmeister Namens Gundisalve folgendes (g): Oft fuhr dieser Mann Nachts im Schlafe in seinen Kinderlehren fort, und stimmte am Ende derselben den gewöhnlichen Schulgesang an. Ein Mönch, der mit ihm in einer Kammer schlief, drohete ihm mit Schlägen, sofern er sich nicht ruhig in Zukunft verhalten würde. Der Schulmeister legte sich auf diese Drohung nieder, und schlief ein. In der Nacht stand er auf, nahm eine grosse Scheere, und gieng zum Mönch ans Bette, der ihn zum Glück beym Mondschein kommen sah. Da er denn für gut hielt, aus dem Bette zu springen, und sich zu verbergen. Der Schulmeister stach einigemal ins Bette, und legte sich darauf wieder in das seinige. — Auch gehört hieher die ganz sonderbare Geschichte des berichtigten Nacht-

wan-

(g) Vid. Phys. curio. L. III. cap. XXII. de Noctambulis pag. 448.

wanderers Johann Baptist Negretti von Vicenza eines ehemaligen Dieners des Marquis Ludwig Sale, die wir den sorgfältigen Beobachtungen der Herren Reghelini und Pigatti zu verdanken haben. Ich will meinen Lesern mit Anführung mehrerer Beispiele nicht beschwerlich fallen Diese wenigen glaub ich, beweisen, daß es Träume gäbe, darin nicht nur die Einbildung, sondern auch Vernunft und Raisonnement beschäftigt sind, und sich zuweilen überaus thätig äußern. Freilich sind die Beispiele solcher Träume etwas seltner, aber dennoch wirken diese Kräfte in einem jeden.

So viel über die Natur der Träume. Nun frägt sichs: Wie entstehen sie? Welche sind die Quellen, aus denen sie entspringen.

Wir antworten, dieser Quellen sind überhaupt zwo: Erstens: Wirkliche Empfindungen. Zweitens: Erregte Einbildungskraft.

Wirkliche Empfindungen können Träume veranlassen.

1. Wenn sie von Eindrücken herrühren, die anhaltend und etwas stärker von außenher auf unseren Körper wirken. — Dadurch wird die Seele aufmerksam gemacht, die Empfindung wird zum Gegenstande des Bewußtseyns. Die Adsociation wirkt, der Traum ist da. Eben so einen Traum, der seinen zureichenden Grund in wirklichen äußeren Empfindungen hatte, erzählt von sich der Verfasser des philosophischen Arztes. Er träumte, er sey ein Holzhändler geworden, welche Idee daher entstand, daß die Magd gerade im Ofen, da sie heizte, ein Geräusch machte, und sich auch schon die Wärme in der Stube auszubreiten anfieng.

2. Können Träume entstehen durch Gefühle gewißer körperlicher Bedürfnisse, welche, wenn sie stark und anhaltend genug sind, zu klaren Vorstellungen werden. So träumt ein Durstiger im Schlafe von Trinkgesellschaften, ein Hungriger von Speisen (*b*).

3. Wer-

(*b*) Herr Gerstenberg hat in seinem Trauerspiele Ugolino diese Beobachtung vortreflich genützt.

3. Werden Träume erregt durch Empfindungen innerer Bewegung der Säfte, oder anderer im Bezirke des Körpers befindlicher Theile. Hieher gehören die verschiedenen Temperamenten eigenen Träume.

4. Entstehen Träume von Unordnungen, und stärkern Bewegungen in und an den innern Theilen. Hieher gehören die Träume der Kranken, Verrückten, der Narren (*i*).

So können also auch wirkliche Empfindungen wirkende Principien der Träume werden. Und wenn sie es nun sind, so glaube man ja nicht, daß sie es alleine sind, die den ganzen Traum ausmachen. Nein! die Einbildung spielt sogleich ihre Rolle mit. So, wie sie auch selbst das wirkende Principium des Traumes werden kann, und sehr oft ist. Wenn nämlich die Gedächtnißfibern durch irgend ei-

(*i*) Tiedemanns Untersuchungen 3 Band: Unter dem Artikel Träume.

ne Bewegung im Körper so stark afficirt werden, daß sie in das ihnen eigene Spiel verfallen müssen; worauf die nicht beschäftigte Seele achtet, und von der Mechanik des Gehirns mitzuwirken gezwungen wird. Eine Bewegung der Fiber, erwecket die Bewegung der andern, die dann alle von der Seele wahrgenommen werden. „Es giebt gewisse „Beschaffenheiten, sagt Gerard, die „den Ideen wirklich zugehören, oder ih„nen wenigstens zugeschrieben werden „müssen, wenn sie von der Einbildungs„kraft verknüpft werden sollen. Wir „müssen es als ein Naturgesetz betrach„ten, daß so und so beschaffene Ideen sich „zusammen gesellen (*k*)."

Was hier Gerard von Begriffen sagt, läßt sich auf die Bewegungen in der feinen Organisation anwenden.

III.

(*k*) Siehe seinen Versuch über das Genie übersetzt von Garve pag. 54. Auch Michael Hißmanns Geschichte der Association der Ideen.

III.

Ueber die Glückseligkeit des Menschen und des Thiers.

III.

Ueber die Glückseligkeit des Menschen, und des Thiers.

Fühle, geniesse, und sey glücklich. So lautet das große heilige Gesetz, das ins Innere jedes empfindenden Wesens von der Hand der Vorsicht unauslöschlich geschrieben worden ist. Glückseligkeit ist also das Ziel, das Geister hienieden erreichen sollen. Allein, worin besteht diese Glückseligkeit? Welche sind die Mittel, deren Gebrauch uns in diesen allgemein gewünschten Zustand versetzen kann? Vielleicht bin ich so glücklich, die ächt Antwort auf diese Fragen zu finden.

Seele und Körper, zwo wesentlich verschiedene Substanzen, sind miteinander aufs genauste verbunden. Erstere kann ohne den Beystand der letztern, und diese ohne den Einfluß jener auf keine Art, Wirkungen hervorbringen, die Empfin-

dung zum Grunde haben. Und eben dieses genauen Zusammenhanges wegen nimmt auch die Seele an allen thierischen Verrichtungen ihrer organischen Maschine, und diese an allen Zuständen ihrer Bewohnerin Antheil.

Leidet der Körper irgend eine Veränderung, die seinem Zustande nicht angemässen ist, leidet auch die Seele mit. Wird der Zusammenhang der Nerven gestört, werden sie ungewöhnlich gedrückt, gespannt, erschlappt, verletzt, gerissen: so empfindet die Seele ebenfalls eine eigene, dem Zustande ihres Körpers entsprechende Modification, die unangenehm, oder gar schmerzhaft ist. Ist aber die Veränderung des Körpers seiner organischen Struktur nicht entgegengesetzt: ist der Eindruck, den äußere Gegenstände veranlassen, gelinde, sanft, und abwechselnd: werden die Nerven gestärkt, wird ihr Zustand der Vollkommenheit näher gebracht: so entsteht auch in der Seele ein gewisses behagen, eine angenehme Empfindung, es entsteht Lust. Foltert

hin=

hingegen diese Substanz ein unangenehmes Bewußtseyn, kann sie ihrer essentiälen Kraft, ihrer Energie nicht den gehörigen Ton, nicht die nöthige Richtung geben. Wird sie im Wirken gehindert, so begleitet gleichfalls eine Veränderung den Körper, die zuweilen nur ein zu sehr beredter Ausdruck des innern Schmerzens ist.

Diese strenge Verbindung von Seele und Körper macht es also, daß der Mensch eines sinnlichen Vergnügens und Mißvergnügens fähig ist. Eben dieses Gesetz gielt bey allen andern uns bekannten empfindenden Wesen.

Dieses vorausgesetzt sieht man, daß das körperliche Vergnügen im nichts andern bestehe, als in der Empfindung einer harmonischen Bewegung unserer Nerven, das Mißvergnügen in der Empfindung einer unregelmäßigen Bewegung dieser Werkzeuge.

Doch macht dieses Vergnügen allein nicht die ganze Glückseligkeit des Menschen aus. Einer weit höheren ist er fähig, und bey Annehmung der erforderlichen Umstände wird es ihm zur Pflicht seine Kräfte dahin abzwecken zu lassen, sich dem erhabenen Ziele zu nähern, dessen Erreichung wegen ihn die Vorsicht auf diesen Erdenball pflanzte.

Thier und Menschen haben mit einander gemein, daß beiden ein unüberwindlicher Trieb sein Individium zu erhalten eigen sey. Beide werden Instinktartig angespornt Mittel aufzusuchen, die ihren Zustand verbessern, sie vergnügt, und folglich glücklich machen. Bei beiden ist dieser angeborne Instinkt, das eigentliche Triebrad aller willkürlichen Handlungen. — Allein der Wirkungskreiß dieses Triebes ist verschieden. Wie eingeschränkt, und in engen Raum geschlossen, ist nicht die Wirkungsspähre des Thieres? Wie hingegen ausgebreitet, und auf unzählbare Gegenstände gerichtet, ist nicht die des Menschen? —

Das Thier wird von seinem angebornen Instinkte nur zur dreierley Hauptbeschäftigungen angetrieben. Denn das übrige, was es noch vernimmt, theilt sich blos in Aeste der obigen Stämme, das ist: in Modificationen der angebornen Instinkte.

Unter jene Hauptbeschäftigungen gehören:

1. Die Sorgfalt sich den reichlichen Unterhalt zu verschaffen.

2. Die Vorsicht sich in Sicherheit zu setzen.

3. Die Befriedigung des Geschlechtstriebes. (1)

Hat nun das Thier seinen Hunger gestillt, und auch für die Zukunft gesorgt, hat es sich in Sicherheit gesetzt, und zu gewisser Zeit den Geschlechtstrieb befriedigt, so ist der Zustand seines Vergnü-

(1) Siehe Briefe über die Thiere und den Menschen.

gens da — weiter begehrt es nichts. Allein ganz anders verhält sichs mit dem Menschen, mit dem Ebenbilde der Gottheit. Der natürliche Mensch selbst, so wie er dem Anscheine nach blos Thier zu seyn scheint, ist doch von dem letztern unendlich weit entfernt, und in seinen Handlungen verschieden. Seine Wirkungskraft wird nicht mit der Befriedigung derer Bedürfnisse erschöpft, die ihm als einem Thiere zukommen, sie schwingt sich höher, und die Grade ihrer extensiven Grösse sind unangeblich. Freilich ist sehr langsam ihre Entwickelung, doch geschieht sie nach und nach. (2) Daher ist also auch der Mensch nebst dem sinnlichen Vergnügen eines noch weit edlern fähig, das in einem angenehmen Bewußtseyn besteht, seine Verstandskräfte gehörig angewandt zu haben.

Betrachten wir ferner den Menschen in der Verbindung mit andern seiner Gattung,

---

(2) Siehe Iselins Geschichte der Menschheit.

tung, so finden wir, daß er durch die Kraft einer geheimen Sympathie angezogen, den Umgang seiner Mitmenschen sucht, sie schätzt, einige mehr, einige weniger Lieb gewinnt, je nachdem ihr Betragen ihm, seinem Interesse mehr oder weniger schmeichelt. Da aber Liebe wieder Gegenliebe erheischt, und er sich dieser nicht anders versichern kann, als wenn er all das beobachtet, was andere in Rücksicht seiner und seines Wohls beobachtet haben, so bestrebt er sich auch deshalb seinen Mitgeschöpfen Gutes zu thun. Dieses wird ihm dann zur Neigung, Gewohnheit, und alle seine willkürlichen Handlungen haben das Glück anderer zum Zwecke. Daher konnte auch Plutarch sagen „Tugend ist eine lange Gewohnheit." Das angenehme Bewußtseyn, Edelmuth und Rechtschaffenheit ausgeübt zu haben, begleitet die Schritte des Wohlthuenden. Voll der innigsten Wonne sieht dieser beneidenswerthe Sterbliche, wie alle seine Handlungen dem ganzen Umfange der Gesetze entsprechen, unter denen er lebt. Groß ist das Vergnügen, das aus einer solchen

Quelle entspringt. Wir nennen es das Moralische. (3)

Der Zusammenfluß also von sinnlichen, intellektuellen und moralischen Vergnügungen, die Abwechslung derselben, und Anhaltsamkeit, geben uns das Bild einer wahren menschlichen Glückseligkeit, die sich nach der intensiv- und extensiven Grösse des Verstandes, nach dem Grade der moralischen Ausbildung des Herzens richtet. (4)

Aus

---

(3) Sulzer hat auf ähnliche Art die Vergnügungen, als Bestandtheile der Glückseligkeit eingetheilt. Siehe seine philosophische Schriften.

(4) Verstand und ein moralisches Gefühl müssen über die Auswahl und den Genuß des sinnlichen Vergnügens wachen „Die ihr für euere Glückseligkeit besorgt seyd — sagt Moses „Mendelsohn: laßt euch von der Vernunft „den Gegenstand eueres Vergnügens auslö- „sen. Ohne sie könntet ihr blindlings wäh- „len,

Aus all dem erlaube man mir, nun folgende Sätze zu ziehen. Ihre Beweise sind schon in dem Gesagten enthalten.

1. Gesundheit und eine glückliche Organisation sind die zwo ersten Bedingungen, die zum Genuße einer wahren Glückseligkeit erfordert werden.

2. Je aufgeklärter unser Verstand, je gefühlvoller unser Herz ist, einer desto größern Glückseligkeit sind wir fähig. Daher muß auch der rohe, der ungesittete darauf Verzicht thun.

3. Je

„ len, oder euch in euerer Wahl betrügen.
„ Umarmet diese nur, die sie gut heißt. Ja
„ laßt sie euerem Genuße Maaß und Ziel vor-
„ schreiben. Wenn sie aber die Braut zuge-
„ führt hat, so muß sie bescheiden zurückwei-
„ chen, um euch nicht durch unbesonnenen
„ Vorwitz im Genuße zu stören. Siehe seine
philosophische Schriften. 1. Band.

3. Je mehr Bedürfnisse wir befriedigen können, desto glückseliger sind wir.

4. Das Thier ist nur der sinnlichen Glückseligkeit fähig, und genießt sie noch in einem sehr niederem Grade.

IV.

Ueber die Verbindung der Philosophie mit der Arzneykunst.

IV.

Ueber die Verbindung der Philosophie mit der Arzneykunst.

Es ist in unserm Jahrhunderte eine mehr als zu bekannte Wahrheit, daß man ein Philosoph seyn müsse, wenn man ein guter Arzt seyn will. Auch waren von jeher die größten Aerzte zugleich mehr als mittelmäßige Philosophen gewesen. Man hat freilich von diesen Männern keine Schulkompendien aufzuweisen darin Ontologie, Cosmologie u. s. w. enthalten wären. Sie waren zu vernünftig, als daß sie ihre Tage, die sie dem allgemeinen Menschenwohl widmeten, mit derlei albernem Zeuge hätten verlieren sollen. Allein, sie lieferten uns Schriften, die uns in Bewunderung dahin reissen, die ihren Namen verewigen. Schriften, die sie nie geliefert haben würden, wäre nicht ächte Philosophie die Führerin ihres Geistes gewesen. Auch Aerzte

neuerer Zeiten sind dem Beispiele ihrer großen Lehrer gefolget. Sydenham, Werlhof, Glöckhof, Boerhaave, Haller, Switten, Zimmermann, Störk, lauter Namen, die nicht allein Aerzten, sondern dem ganzem gelehrten Publikum verehrungswürdig sind. Was waren die? Beseelte sie nicht ganz der wahre philosophische Geist? In der That, man müßte ein sehr armseliger Seelenkenner seyn, wenn man in ihren unsterblichen Werken nicht die ausgesuchteste Philosophie finden sollte.

Hätten wohl diese Männer die vorkommenden Fälle richtig beobachtet, und diese Beobachtungen so zerlegen, und vergleichen können, wenn sie blos gewöhnliche Denkungsart zum Krankenbette, gewöhnliche Denkungsart zum Schreibepulte mitgebracht hätten? Gewiß nicht. Es ist also ausgemacht, daß alle große Aerzte, auch immer große Philosophen gewesen sind. Es ist ausgemacht, daß alle kleine Aerzte, auch immer kleine Philosophen gewesen sind. Denn ich kann mir

eben so wenig einen unphilosophischen Arzt, ich nehme das Wort im eigentlichsten Verstande, denken, als einen unphilosophischen Theologen. Beide sind verachtungswürdige Stümper in ihrer Wissenschaft, beide unnütze, ja sogar verderbliche Glieder der Republik. Ich setze den nicht ganz ungewöhnlichen Fall: ein Mann, der nie in seinem Leben zu denken gelernt hat, der blos das, fern von Untersuchung, frei von allem Zweifel, seinem Gedächtnisse ohne Unterschied eingeprägte, was tausend andere vor ihm gedacht, und von denen wieder Tausende pünktlich abgeschrieben haben. Der eine gewisse bestimmte Anzahl Krankheiten, und vor diese wieder eigene Recepte in seinem Kopfe herumträgt, ein solcher Mann werde zum Krankenbette gerufen. Was wird er wohl zu thun im Stande seyn? Wird er dasjenige sehen, was er als Arzt sehen soll? Wird er beobachten, vergleichen, und daraus Schlüße ziehen? Nein — das wird er nicht, das kann er nicht. Man sieht ihn, wie er dasteht, wie dogmatisch dumm er sein Gesichte

verzieht, und keinen andern Gedanken in seiner zusammengeschrumpften Seele brütet, als den, der jedem Krankenwarter zukömmt, daß ein sich übel befindender Mensch im Bette liegt. Ganz mechanisch streckt er nun seine inquirirende Hand aus, fühlt den Puls, ohne zu wissen, warum, fühlt ihn, ohne unterrichtet zu seyn, wie er ihn fühlen soll. — Misanthropisch hinschielend auf den Leidenden, dessen Erwartung, dessen Hoffnungen aufs höchste gespannt sind, frägt er pöbelhaft stolz in abgebrochenen Worten nach Dingen, wornach nicht zu fragen, wo nicht besser, doch eben so gut gewesen wäre. Allchimistisch schön, schaft er sein Specificum, dabei ihn eine schmutzige Geldgierde in ganzer Seele beschäftigt, befiehlt gebieterisch dem zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Kranken Gehorsam, und gleitet autoritätisch hinweg. Voll Zutrauen nimmt nun der arme Bedauernswürdige dieses verdammte Mischmasch, fühlt auch zuweilen auf einige Momente Erleichterung; am öftersten aber wirken sie die Kräfte der Natur.

Innigst dankt er Gott, und seinem Arzte! dessen Ignoranz und Niederträchtigkeit ihm unbekannt sind, bis endlich wieder der vorige Zustand, aber in einer ganz andern Gestalt erscheint. Er wird berufen, der vermeinte Aeskulap, sieht das Unheil, das nun sein eigen Werk ist, schiebt die Schuld entweder an den Pacienten, oder die Wärter desselben, und curirt abermal blos Zufälle, nicht die Krankheit selbst. Erstickt Wirkungen, hebt die Ursache nicht, denn diese kannte er nie, wußte auch die Art nicht, sie kennen zu lernen. Genug hievon. Es ist unangenehm ein Gemälde weiter zu verfolgen, dessen Original eine am Mittage wütende Pest in der menschlichen Gesellschaft ist. Suchen wir vielmehr den Mann auf, den ein philosophischer Geist belebt, der, mit Raisonnement und Wissenschaften ausgerüstet, von edler Menschenfreundschaft angetrieben, hineilt zu dem Bedrängten, und Hülfe um sich her verbreitet. Und wir werden finden das Bild eines solchen Mannes, wenn wir den Begriff, der mit einem philosophischen Arzte verbunden ist, genau zergliedern.

Das menschliche Leben ist überhaupt der Gegenstand der Arzneykunst. Mit diesem beschäftigt sie sich, und alle ihre Abtheilungen laufen zuletzt auf die Erhaltung desselben hinaus. Ihre edle erhabene Absicht ist zweifach: sie will nämlich die gegenwärtige Gesundheit erhalten, die verlorene ersetzen. Um nun dieses grosse Ziel zu erreichen, was wird erfodert? Wir wollen versuchen, diese Frage zu beantworten.

Um uns nach Grundsätzen gesund zu erhalten, müssen wir vor allem andern wissen, ob wir auch wirklich gesund sind. Denn nicht jede Krankheit äußert sich sogleich mit fühlbaren Beschwerden. — Man muß genau auf sich acht haben, ob nicht irgend ein geheimer Wurm an unserer Maschine nagt. Vielmal tragen wir Jahrlang, unbewußt, den Saamen des künftigen Uebels in uns, bis er endlich wider alles Vermuthen plötzlich hervorbricht, und den nicht genug sorgfältigen Beobachter seiner selbst darniederwirft. Fühl ich mich also überzeugt, daß mein Zustand

Gesundheit sey: fühl ich das in mir, alle Verrichtungen mit Behaglichkeit, Leichtigkeit und Anhaltsamkeit vor sich gehen, (A) so hab ich auch den Grund dieses mir so angenehmen Gefühls. Das um so nothwendiger ist, je aufmerksamer ich auf die Erhaltung meiner Gesundheit bin. Ich kann in der That nicht begreiffen, wie es möglich seyn kann, eine Absicht zu erreichen, die ich nicht kenne. Nie werd ich vermögend seyn, die ächten Mittel zu wählen. Es ist also erwiesen, daß ich zu vörderst wissen muß, ob ich wirklich gesund bin, wenn ich mich gesund erhalten will. Allein werd ich wohl im Stande seyn, das Letztere zu kennen, wenn mir der Feind unbekannt ist, gegen den ich zu kämpfen habe? Würde man nicht einen

(A) Triplices ab omni tempore actiones in humano vivente corpore distinxere Medici, aliasque harum vitales, naturales, alias animales nominavere. — Qui jam hasce recensitas actiones cum facilitate, delectamento, & quadam constantia exercet sanus habetur. Vid. *Philipp. Ambrosii Marherr* Prælectionum in *Hermanni Boerhaave* Institutiones medicas Tom. 1. in prologomenis.

Feldherrn thöricht finden, wenn er tollkühn genug wäre, den feindlichen Theil anzugreifen, ohne daß er seine eigene, und des Feindes Kräfte, verglichen hätte? Ohne Zweifel. Gerade so verhält sichs mit dem Manne, der auf seine, oder eines andern Gesundheit lauert, ohne zu wissen, was derselbigen nachtheilig seyn kann, ohne die Kräfte abgewogen zu haben, die beiden Theilen eigen sind. Will ich mich also selbst, oder einen andern gesund erhalten, so muß ich auch dasjenige können, das durch seine Einwirkung die Gesundheit untergraben, das sie hinfällig machen kann. Ich muß das Maaß der Kräfte wissen, die ich als Waffen brauche, ich muß jene kennen, gegen die ich streite. Ist aber einmal das große Gut des menschlichen Lebens, ist die Gesundheit verloren, und wir zu einem Manne unser Zuflucht nehmen, dessen Beruf in der Herstellung derselben besteht — was ist dann seine Pflicht? — Das Ideal eines rechtschaffenen Arztes beim Krankenbette enthält sie —. Bekannt mit der Natur, ihren Gesetzen und

Wir-

Wirkungen: ausgerüstet mit der Kenntniß des menschlichen Körpers, und der ihn bewohnenden Seele, versehen mit einer Geisteskraft, die richtig zu vergleichen, richtig zu urtheilen gewohnt ist, erscheint der Helfer der leidenden Menschheit. Und betrachten wir ihn zugleich von der moralischen Seite: O wie liebenswürdig ist er dann! Redlichkeit herrscht in seinem Betragen, Edelmuth glänzt an seiner Stirne, und Menschenliebe folgt seinen Schritten. Er sieht seinen Unglücklichen, sucht, und beobachtet Zufälle und Wirkungen, forscht nach jenen, die sich seinem scharfsehenden Auge entziehen. Studirt das Temperament des Kranken, sieht mit Adlerblicken in dessen Stand, und die davon abhangende Lebensart. Bemühet sich den wechselseitigen Einfluß von Seele und Körper, und deren beiderseitige Kräfte kennen zu lernen. Spürt dem Vergangenen nach; vergleicht es mit dem Gegenwärtigen, schließt aufs Zukünftige: nimmt alles zusammen, und zieht daraus die wichtige Folge, deren Inhalt dieser seyn muß:

Worin besteht die Krankheit? Wo ist ihr Sitz? Welche sind die Ursachen davon? Wie verhalten sich ihre Kräfte, zu den Kräften des Pacienten? Wie ist ihr Einfluß, und dessen Seele beschaffen? Wie unterscheidet sie sich von allen übrigen? Ist sie einfach, oder verwickelt? In was für eine Klasse von Krankheiten gehöret sie? Wie wird ihr Ausgang seyn? Wie ist der Kranke in moralischer, und physischer Rücksicht beschaffen? Welche sind die Heilmittel, und was läßt sich von ihren Kräften erwarten. — All dieß weis der denkende philosophische Geist; und weil er es weis; daher strömt auch Weisheit von den Lippen des Mannes.

Darin besteht also die Summe der Pflichten, die ein rechtschaffener Arzt beobachten muß, wenn er seinen Stand, seine Würde behaupten will. Nie wird er aber sich mit Rechte schmeicheln dürfen, noch können, diese Pflichten befolgt zu haben, sofern nicht Philosophie bei ihm, wenn ich so sagen darf, in Saft und Blut übergangen ist. — Denn eben diese ist jene wohlthätige Wissenschaft, die

uns richtig denken, edel handeln lehret. Eben sie ist es, die ein Arzt am nöthigsten hat, weil er am richtigsten denken, am edelsten handeln muß, da es ihm allein um das Leben seines Mitmenschen zu thun ist. Und hernach: wie oft ereignen sich Fälle, wo der Grund der Krankheit in der Seele liegt? Ja! Wenige Krankheiten werden seyn, wo nicht zugleich auch auf diesen edlen Theil von uns die Aufmerksamkeit des Arztes gewendet werden muß. Lasse man nun zu einem solchen Kranken einen unphilosophischen Arzt — dergleichen es leider genug giebt — kommen. Was wird er vornehmen? Im letztern Falle etwas, im erstern nichts. Der Kranke muß seinem Schicksale überlassen bleiben. Nie soll sich also Philosophie von der Arzneykunst trennen: Hand in Hand geschlungen sollen beide diese Wissenschaften sich miteinander vereinigen, O! glaubt es mir, theureste Freunde, es ist Wahrheit, unumstößliche Wahrheit, was ich geschrieben habe. Wenigstens strengt euere Kräfte an, ihr werdet schadlos gehalten werden

— euch

— euch Psychologie, und Moral ei-
gen zu machen, und mit euern übrigen
Kenntnissen beide diese Theile innigst zu
verweben. Glaubet es mir — ich wie-
derhole es noch einmal — Glaubet es
dem Vater der Arzneykunst, dem unsterb-
lichen Hippokrat: „ Man muß die
„ Weltweisheit auf die Arzneywissenschaft
„ anwenden — sagt er — und die Arz-
„ neywissenschaft muß mit der Weltweis-
„ heit verbunden werden. Denn ein
„ philosophischer Arzt ist den Göttern
„ ähnlich, auch ist zwischen der einen,
„ und der andern eben kein Unterschied;
„ zumal alle Eigenschaften der Philoso-
„ phie, zugleich Erfordernisse der Arz-
„ neykunst sind — Gleichgültigkeit für
„ den Reichthum, Arbeitsamkeit, Scham-
„ haftigkeit, Herablassung, Ernsthaftig-
„ keit, Beurtheilungskraft, Stille des
„ Geistes, Leutseligkeit, Reinigkeit der
„ Sitten, Gelehrsamkeit, Religion, Un-
„ bestechlichkeit, Entfernung vom Aber-
„ glauben, und eine göttliche Erhaben-
„ heit der Seele." So urtheilt Hippo-
krat. Was sollen, was müssen wir?
— Folgen.

V.

Ueber das
Genie des Arztes,
und
seinen moralischen Charakter.

V.

Ueber das Genie des Arztes, und seinen moralischen Charakter.

Ohne auf die mancherlei Erklärungen, die man seit der Wiederherstellung der Philosophie vom Genie gegeben hat, zu sehen: ohne ihre Richtigkeit erst ängstlich zu prüfen, will ich selbst versuchen, meinen Lesern den gehörigen Begriff davon zu geben (*a*).

Zieht man die Geschichte großer Männer zu Rathe, so findet man, daß nur diejenigen von jeher unter die Klasse der Genies gezählt wurden, die entweder ungemeine, weit über das gewöhnliche gehende Produkte des Verstandes her-

vor-

(*a*) Herr Flögel hat in seiner Geschichte des menschlichen Verstandes, unter dem Artikel Genie eine beträchtliche Menge Definitionen angeführt, wohin ich die Liebhaber davon verweise.

vorbrachten: oder die sich durch Thaten auszeichneten, die erhaben, die außerordentlich waren. So waren Alexander, der schon als Knabe einst die Welt zu erobern dachte. Cato, der in seinem 14ten Jahre gleich mit dem Gedanken schwanger gieng, der Erretter der Freiheit eines ganzen Volks zu werden. Hannibal, Scipio, der Stolz Preußens der große Friedrich, Neuton, Leibnitz, Rousseau, Monteskieu u. s. w. Genies. Studiren wir nun den Gang, den der Verstand dieser seltnen Menschen genommen hat. — Untersuchen wir ihre Entwürfe, die Ausführung derselben; und wir werden überzeugt werden, daß alle ihre Seelenkräfte einen sehr hohen Grad verhältnißmäßiger Vollkommenheit gehabt, und durch Erziehung, Umstände, und Ohngefähr, eine gewisse bestimmte Richtung bekommen haben.

Gerard setzt das Wesen des Genies in die Erfindung (*b*). Ich läugne nicht, daß

(*b*) Siehe seinen Versuch über das Genie.

daß Männer, die das Maaß der Erkenntniß, oder der Künste bei ganzen Völkern vermehrt haben, Genies gewesen sind. Aber ich läugne, daß sie das Wesen dieser Wunderkraft des menschlichen Geistes sey; denn Erfindung ist allemal ein Werk des Verstandes, der die genaue Verbindung zwischen Mittel und Endzweck entdeckt. Daher würd ich also auch vielmehr einen intensiv großen Verstand zur Grundlage des Genies annehmen (c).

Da aber der Verstand an und für sich nichts anders ist, als das Resultat der thätigen Seelenkräfte. So folget hieraus, daß diese, wie ich schon gesagt habe, einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit haben müssen, den sie doch nicht erreichen können, sofern nicht eine jede insbesondere ihren gehörigen Grad von Vollkommenheit besitzt. Das heißt:

(c) In diesem Verstande wird insgemein das Wort Erfindung genommen. Siehe Sulzers allgemeine Theorie der Künste. 1 Band pag. 333. die Auflage in 4to.

Jede Seelenkraft muß insbesondere nur so ausgebildet, nur so angebaut seyn, daß sie einer andern nicht entgegen laufe, nicht wiederspreche. So vertragen sich zum Beispiel, nicht miteinander eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, und ein fester überlegender Verstand. Und das ist es, was ich oben durch das Beiwort Verhältnißmäßig wollte verstanden wissen. — Daß hier auf eine glückliche Organisation überaus viel ankomme, brauch ich nicht erst zu beweisen. Aufkeimmende Seelen, denen es aber in jeder Rücksicht an Erziehung fehlt. Verrathen Funken des Genies: Woher? Weil sie ein gut organisirtes Gehirn bewohnen (*d*).

Die-

(*d*) Schrieb ich eine Abhandlung über das Genie, so würd ich mich auch über diese Materie weiter auslassen. Hier muß ich meine Leser auf eine Schrift lüstern machen, die mein Freund Hr. Karl Häß unter den Händen hat, und die er vielleicht nächstens bekannt machen wird. Es ist ein Versuch über das Genie, der

Dieses voraus geschickt, denk ich, läßt sich das Genie folgendermassen erklären. Es ist ein überaus hoher Grad von verhältnißmäßiger Vollkommenheit aller unserer auf einem gewissen bestimmten Zweck abzielender Seelenkräfte.

Der Mann also, der alles richtig beobachtet, schnell vergleicht, und daraus bündige Schlüße zieht, ist ein medicinisches Genie (*e*).

Zimmermann vergleicht die Arzneykunst mit der Staats- und Kriegskunst (*f*). Und ich glaube er hat hassend verglichen; denn in beiden diesen Künsten hat man nur diejenigen für Genies angesehen, die alles richtig beobachteten, schnell verglichen, und daraus bündige Schlüße

der der Aufmerksamkeit des philosophischen Publikum, und seines Verfassers würdig ist.

(*e*) Man sehe die vorgehende Abhandlung.

(*f*) Siehe sein vortreflich[e]s Werk über die Erfahrung in der Arzneykunst 1 Band.

zogen. Eben das muß man von Aerzten sagen, die um mit Büschingen zu reden, Kopf hatten, ohne den sie nie das geworden wären, was sie wirklich sind, ohne den sie von Kranken zum Kranken wie dogmatische Dratpuppen wandern würden.

Der Arzt von Genie muß also richtig beobachten. Was heißt das? nicht mehr, nicht weniger darf er sehen, als was zur völligen Beleuchtung, und Berichtigung des Zustandes, den er vor sich hat, nothwendig erfordert wird. Ins Innere der Natur, so weit er es nämlich thun kann, muß er dringen, sie in ihren Wirkungen verfolgen, und das verworrene Gewebe derselben durchforschen. Kurz, er muß die Natur an der That ertappen, sie in ihr selbst studiren, wie Baco sagt.

Er muß aber auch diese Beobachtungen schnell vergleichen, das heißt: Jede derselben sich einzeln, so wie er sie fand,

in der nackten Wahrheit, ohne Schmünke der Einbildungskraft, wie sie in der Natur aufeinander folgen, vorstellen, alle zusammenordnen, und sich endlich das ganze tragische Bild denken, das er denn mit andern bekannten ähnlichen vergleicht, Unterschied und Identität wahrnimmt. Das sieht der Mann, der zum Arzte geschaffen ward, er siehts, und seine erhabene Seele zieht die bündigsten Folgen daraus. — Er bestimmt die gegenwärtige Krankheit, unterscheidet sie von allen übrigen, enthüllt die Zukunft, fixirt die Heilart. — Wohl dir Menschheit! Wenn du viele solcher Männer hast. Wohl dir! Sie sind zu deinem Heile gesandt; schätze sie, kröne ihre Häupter mit Lorbeer. Sie sind die Stütze der menschlichen Gesellschaft, wahre thätige Tröster bedrängter Familien, auf ihren Schuldern ruhet die Wohlfahrt des Staats.

So denke ich mir das Genie in der Arzneykunst. Sagt! muß nicht jede

Seelenkraft eines solchen Arztes angebaut, ausgebildet, und groß seyn? Gewiß! Der Beweis davon wäre sehr zur Unzeit angebracht. Daher kann man also auch Huarten beipflichten, wenn er sagt „Verstand und Einbildungskraft müssen den Arzt charakterisiren (g)."

Der Arzt muß also Philosph, er muß auch ein Genie seyn, wenn er mit Recht die Würde verdienen soll, die mit seinem Berufe verbunden ist. Mittelmäßigkeit findet hier nicht statt. Groß muß der seyn, den die Natur zu ihrem Priester wählte. Und vermag er das, wenn er kein Genie hat? vortreflich vergleicht es Bonnet mit einem Brennglase, das nur in einem Punkte brennt. Der Mann also, der dieses göttliche Feuer in seiner Seele nicht fühlt, entsage der Kunst. Vergebens sucht der zu flügen, dem die Natur Flügel versagt hat, und derjenige wendet einen undankbaren Fleiß an, es in

---

(g) Siehe sein Werk: Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, übersetzt von Lessing.

in einer Wissenschaft weit zu bringen, dem es an Genie dazu fehlt. Aber der große Arzt muß auch einen besondern Charakter mit diesen erhabenen Eigenschaften verbinden. So, wie ich mir ihn denke, und die Folge wird lehren, daß ich ihn richtig gedacht habe, so sind die Hauptzüge davon:

Religion. Wie unentbehrlich diese dem Arzte als Arzte sey; wie nothwendig zu seinem Berufe; wird man nur erst dann völlig einsehen lernen, wenn ich bewiesen haben werde, die Stütze seiner Größe, sey sie, die wohlthätige Religion. Mit jedem Stande, sind gewiße Pflichten verbunden, Pflichten, die ohne Ausnahme befolgt werden müssen, sofern es uns Ernst ist, rechtschaffen zu seyn. Groß und wichtig sind die des Arztes, so wichtig, daß es Fälle giebt, wo er gezwungen ist seine eigenen Vortheile offenbar dem Vortheile eines andern aufzuopfern. Keine Stunde seines noch thätigen Lebens kann und darf er nicht

sein Eigenthum nennen. Alle sind sie der leidenden Menschheit geweiht. Jeder Bedrängte hat rechtmäßigen Anspruch darauf. Man fodert seine Hülfe, und er darf sie nicht versagen. Wonne muß seine ganze Seele durchströmen, wenn er Menschen, wenn er seine Brüder dem Rachen des Todes entreißen kann. Und vermag er es nicht, fühlt er, daß die Kräften der Krankheit den seinigen überlegen sind, o! so ist es eine seiner größten heiligsten Pflichten hier zugestehen „Ich weis es nicht. Sein Vortheil leidet freilich dabei; aber um so mehr gewinnet die Rechtschaffenheit. Nur wenige Pflichten hab ich hier gerügt, und ich bin berechtigt kühn zu fragen? Hat er hinlänglichen Antrieb zur Befolgung derselben? Nein! Nein! Was folgt aber, wenn er diese geheiligten Gesetze nicht ausübt — Allgemeine Verachtung eigenes laut emportönendes Gefühl „ich „bin ein Nichtswürdiger.“ Helles beißendes Geschrei seiner Mitmenschen, den Niederträchtigkeit nachhallt. Und wo ist dann seine Größe? Sie sank, so

wie er die Religion verließ. Eile, fliehe denn in ihre Arme junger Mann! der du das Genie eines Arztes hast? Fühle sie, denn nur gefühlt muß sie werden, diese Tochter des Himmels, wenn sie thätig seyn soll. — Freilich wird die Religion des Arztes ein anderes Ansehen haben, als sie es bei den meisten Menschen hat. Gott! dieses Urwesen kennt er, denn er kennt die Natur. Diese ist sein Prophet, der ihn zur Offenbarung führt. O welch ein Vergnügen muß ein religiöser Arzt genießen, wenn er am Krankenbette Wahrheiten seiner Wissenschaft realisirt, und heiliger tröstender Zuspruch von seinen Lippen fließt. Glücklicher Kranke, du bist beneidenswerth! Großer Arzt! dein Lohn sey Nachahmung.

Menschenfreundschaft, die zwote Eigenschaft eines rechtschaffenen Arztes, so innigst mit seinem Charakter verwebt, daß er ohne sie dahin schwindet, ein Unding wird. Sie ist das große Triebrad seiner Handlungen, sie führt ihn in

die Hütten der Armuth, so wie sie ihn in die Paläste des Ueberflusses begleitet. Froher Muth, und Selbstzufriedenheit abwechslend mit Mitleid und Erbarmen, sind die Ausdrücke, die sich an dem Gesichte des Mannes zeichnen, unter dessen Händen die Natur Hülfe wirkt. Ein Blick, ein Laut eines menschenfreundlichen Arztes beschämt oft die ganze Kunst des Apotheckers. Und wenn ja diese nicht vermieden werden kann, so wird sie durch jene gewürzt, und die Wirkungen davon verrathen die große Seele, die sie gedacht hat, deren Eigenthum Menschenliebe ist, die sich auf Kenntniß des Elends, und Empfindsamkeit gründet.

Bewußtseyn seiner eignen Vorzüge. Auch diese muß der Arzt kennen, wenn er in jeder Rücksicht rechtschaffen seyn will. Denn dadurch adelt er seinen Stand, giebt sich Würde und Ansehen. Und was erwartet man von einem solchen Manne nicht! Schmutzige Geldgierde wird nie in seiner Seele aufsteigen; denn blos darum übt er seine Wissen-

schaft nicht aus. — Er sieht sich für den Mann an, der geboren ist, emporzuheben die sinkende Natur, er kennt seine Kräfte, mißt sie, und wird überzeugt, wie ohnmächtig er noch ist. Dieser Gedanke allein spornt ihn an, tiefer ins Verborgene zu sehen, und er bildet seinen Geist. Eine der wichtigen Folgen davon ist:

Edelmuth. Dieser belebt ihn, vervollkommnet seinen Glanz. Er fühlt, daß er nicht da ist, blos Krankheiten zu heilen. Auch die Pflichten des Menschen sind ihm heilige, unumstößliche Gesetze. Er wird Arzt und Mensch zugleich. Liebt jedermann, nur der Bösewicht wird von ihm verachtet, wenn er seine Lehren flieht. Doch ist auch ein jeder der Vertraute seines Herzens nicht.

Er kann ausgleiten, wahr ists, wenn er einen so hohen Begriff von sich selbst hat. Aber der große Arzt ist auch bescheiden. Und Bescheidenheit ist

Ge-

Gegengift für unmoralische Ausartung. Kurz, der rechtschaffene Arzt muß tugendhaft seyn.

VI.

Ueber die

L i e b e.

VI.

Ueber die Liebe.

Seht das Kind an der Mutter Brust. Gesammelt hat es seine noch schwachen Kräfte all, und hängt voll Kraft an der Quelle, woraus ihm Leben zuströmt. Ausdruck liest man an seinem, obschon noch unphysiognomischen Gesichte, Ausdruck des Verlangens, heftiger Begier. Hold ist der Blick, den es emporwirft ins Antlitz seiner Einzigen; sanft die Miene, die in dem seinigen herrscht. — Wo ist der Grund dieser Erscheinungen? Wille — Vorsatz sinds nicht; denn Ueberlegung kam noch nicht in die Seele des werdenden Kosmopoliten. Es ist wirkende Natur, die erste dunkle Empfindung der Liebe, die sich dann entwickelt, wächst, und gedeiht.

Seht den Jüngling, und preist den Schöpfer in seinem Meisterstücke. Schmach-

tend ist sein Auge, wohlwollend sein Herz, theilnehmend am widrigen Schicksale seines Bruders. Seht ihn, wie er hineilt, angetrieben von einer Empfindung, die durch sein ganzes Wesen angenehme Wärme verbreitet, zum Gegenstande seines heißesten Wunsches. O sie begegnen einander die wechselseitigen Blicke. Sie fällt in seine Arme voll Anmuth und Zärtlichkeit die weibliche Unschuld: hochauf schwillt der Busen des Mädchens voll Begierlichkeit, und ihre heißen Lippen zittern ineinander. Der Himmel freuet sich, denn das wollte er, als er das Weib dem Manne gab. O Liebe, edle heilige Empfindung der Sterblichen!

Erröthet! Unmenschen, die ihr euch ohne Noth ein Verdienst daraus macht, dieses göttliche Feuer in euerm Busen zu ersticken. Erröthet! Misantropen, die ihr es aus dem Herzen euerer Mitbürger kunstmäßig verbannen wollt. Erröthet, denn ihr beleidiget die Natur, versündiget euch an ihrem Heiligthume. Werft nur einen flüchtigen Blick, ihr

Kält-

Kaltblütige in euer Innerstes, und ihr werdet finden, zum Spott euerer frostigen Seele, mit lesbaren Zügen tief eingeäzt die große Wahrheit, Liebet, und seyd glücklich. Kehrt aus euch heraus, entmenschte, mitleidswerthe Brüder, seht die wirkende Natur in dem Thiere, das euer kalter Verstand unvernünftig nennt; und auch da wird sie euch mit schallender Stimme entgegen tönen, liebet, und seyd glücklich.

Seht den Mann von Geschäften ermüdet in den Armen seines zärtlichen Weibes. Froh beginnt er sein Tagewerk, um am Abend in der Umarmung seiner liebenden Gehülfinn den doppelten Lohn des vergossenen Schweißes zu genießen. Und sie lohnt ihn den einzigen ihres Herzens. In jedem feurigen Kuße wird heiliges Opfer gebracht, ihr, der wohlthuenden Natur. Und süß stammelnd ruft zärtlich die keimende Welt, Vater! der ihr das Leben gab, weil er fühlte die Macht der Liebe, die ihn antrieb vervielfältigt den Schöpfer zu preisen. Seht den matten Greiß an seinen Stab gestützt, wie er hintaumelt in die Arme

seiner grauen Gattinn. Neues Leben haucht sie in die erschlafften Gefäße des ehrwürdigen Bürgers, und der sanfte Genuß einer stillen ächten Liebe, giebt Kraft und Stärke dem vereinten Alter.

Seht! was Liebe vermag! Flieht hin zu ihrem Altare, und betet sie an. Aber wo findet ihr sie, die Stätte, dieser edlen Empfindung, ächt, so wie sie aus den Händen des Schöpfers trat? — Vergebens sucht ihr sie da, wo euer zu feiner Verstand Kultur hinpflanzte. Vergebens dort, wo Frankreichs Modesinn, Sitte und Tand üppig prangen. Vergebens! Liebe werdet ihr wohl finden, wenn ihr die Maske, die sie trägt, dafür ansehet. Ein Voltaire predigt sie, Buhldirnen, die üben sie aus, und eine überspannte Einbildungskraft, schwanger von Bildern der Schande giebt den Ton, worauf die große Welt stolz mit starken Schlägen pocht. Da wohnt wahre Liebe nicht. Sie flieht die Kloake der übertinchten Laster, sucht Naturmenschen auf, und triumphirt in der Stille in der Gesellschaft dieser Edlen. Findet ihr sie, o so habt ihr sie erlebt die Katastrophe euerer Glückseligkeit.

VII.

Ueber die

Erziehung.

VII.

Ueber die Erziehung.

Wenn Erziehen so viel heißt, als die Natur des aufkeimenden Menschen besser machen: so ist diese ganze von jeher gepriesene Kunst, eine bloße Chimäre, ein Phantom, das verschwindet, sobald man es realisiren will. Die Natur verbessern! — Lächerlicher Gedanke! Beweiß der menschlichen Ohnmacht. Bebt zurück Tollkühne! Gott schuf sie die Gesetze der Natur, ewig sind sie, unveränderlich, wie er selbst. Die Natur verbessern heißt also nicht Erziehen. Von Plutarch bis zum Basedof hats noch keiner gethan. Auch wird sies nicht thun die kommende Menschheit. Gut ist sie die Natur des Menschen, gut aus den Händen des Schöpfers, bessert ihr sie, o! so verhunzt ihr Gottes Werk.

— „Aber der erste Mensch fiel, und „mit ihm die Natur" Wahr ists. Er fiel. Allein dadurch ward sie nicht verderbt. Immer blieb sie sich gleich, ists noch, und trägt unversehrt den Stempel der Gottheit; den großen Beweis, daß sie nicht anders werden kann, als sie wirklich ist. Was wirkte also des ersten Menschen Fall? Legt Vorurtheile ab, entsagt Lieblingsmeinungen, seyd fern vom Partheigeist, und höret sie die Tochter des Himmels, höret euere Vernunft. Des ersten Menschen Fall zog nur einen Nebel über unseren Verstand. Nicht mehr völlig kennen wir die Natur in ihren Gesetzen, wissen ihre Absichten nicht, und verfehlen die Richtung, die wir ihnen geben sollen. Das war in des Menschen Macht, bedingungsweise mitgetheilt vom Schöpfer. Der Mensch übertrat diese Bedingung, und büßet nun die Schuld, die sein eigen Werk ist. Die Natur wurde daher nicht verderbt. Hohn über den, der sie verbessern will! Was heißt also Erziehen?

Rous=

Rousseau, dieser edle Mann, will seinen Aemil gut erhalten. Denn er ward gut geboren (*a*).

Helvetius nimmt den Menschen weder als böse, noch als gut an. Denn zum letztern will er ihn bilden (*b*).

Wer hat nun von diesen beiden Philosophen die Wahrheit gefunden? Mein Kriterium, nachdem ich Philosophen beurtheile, ist die Natur. Der ihr am nächsten kömmt, ist auch der nächste meinem Herzen. Dieser hat Wahrheit, denn er hat die Logik in der Natur studirt. Erhalte den Menschen gut, und verderbe Gottes Werk nicht. Das heißt **Erziehen.**

Frägst mich aber, wie wird er gut erhalten? So kann ich dir, Freund des Gu-

(*a*) Aemil: 1 Band pag. 1 wo es heißt: „Der „Mensch wird gut geboren.“

(*b*) Siehe sein hinterlassenes Werk über den Menschen. Auch den Diskours über den Geist des Menschen.

Guten, im allgemeinen antworten. Lerne die Natur, ihre Gesetze, und dieser ihre Absichten kennen. Gieb jenen die gehörige Richtung, und du hast vollbracht das große Werk, hast einen Menschen gebildet.

VIII.

VIII.

Ueber das Vergnügen der Seele beim Nachdenken.

An Hrn. D. K. J. P. zu Leipzig.

VIII.

Ueber das Vergnügen der Seele beim Nachdenken.

An Hrn. D. K. J. P. zu Leipzig.

Glücklich ist der, dem das Denken zum Bedürfniße geworden ist. Ein Satz, mein Freund, mit dessen Erläuterung ich Sie heute unterhalten will. — Sie lieben Deutlichkeit und Ueberzeugung: Ihr Betragen bestättigt es. Beides gehört auch unter die Summe meiner Wünsche: und Sie haben hiemit die Gründe all, warum ich die Methode des Systems — eine Erklärung meines Satzes wähle. Gemeiniglich wird in unsern philosophischen Schulkompendien das Denken durch ein Bewußtseyn der Seele erklärt. Der die Worte seines Lehrers nachbetende Schüler glaubt es, dünkt sich aufgeklärter, wenn gleich ein leeres Nichts ihn aufdunsen macht. Ich werde deut-

deutlicher. Denken kann einmal für alle-mal auf keine Weise erklärt werden: denn es ist ein einfacher Begrif, und Begriffe solcher Art leiden Erklärungen, nicht die Manigfaltigkeit heischen. Was sagt man damit, wenn man es das Bewußtseyn der Seele nennt? Nach meiner Ueberzeugung, Freund, in der That nichts. Worte von einerlei Bedeutung, sind nicht definirende Charaktere; schon Aristotel gab dieses Gesetz, und unsere Logiker promulgiren es täglich. Was ist es denn also? — Geduld mein Bester! Ich will ihnen einen Zustand der thätigen Seele zeichnen, und sie geben den Namen dazu.

Empfindlich ist unsere Körpermaschine, umfangen von wirkenden Gegenständen die manigfaltig, die verschieden sind. Folglich ihrer Einwirkung ausgesetzt — Selbst vom Schöpfer dazu bestimmt. Sinnglieder nehmen diese Einwirkungen auf, und wenn ihrer Fortpflanzung nichts im Wege steht, so beobachtet sie ein Wesen, dessen Natur Thätigkeit und Vernunft die Wirkung ist. Dringt in das

Gewebe von Manigfältigkeiten dieser ihm vorgestellten Einwirkungen oder Abdrücke; sucht das Verschiedene in ihnen auf, sondert das Einzelne ab, bildet abstrakte Begriffe, reflektirt über sich selbst, verbindet sie mit andern, kettet alle zusammen. Voll geistiger Wonne übersieht endlich diese Substanz das von ihr geschaffene Ganze, und weis, daß sie es ist, die wirket, weis wo, und wann sie ihre Thätigkeit äußert.

Ich glaube, es wäre überflüßig Ihnen noch mehrere Züge dieses Gemäldes zu entwerfen, um Sie in den Stand zu setzen, ihm einen passenden Namen zu geben. — Ich zweifle nicht, daß Sie diese Seelenaktus, das Denken nennen werden. Wählen Sie Sich nun einen gewissen und bestimmten Gegenstand, wenden Sie all die obengerügten Thätigkeitsarten auf die Ergründung desselben an: entfernen Sie alle zur Sache nicht taugende Begriffe aus Ihrem Gesichtspunkte, und rufen hingegen nur solche hervor, die ihrer wechselseitigen Beziehung gemäß zur Beleuchtung und Aufklärung

des gewählten Vorwurfes dienen. So befindet sich auch Ihr aktiver Geist in einem Zustande, der mit Recht der Zustand des Nachdenkens genannt zu werden verdienet. Und eben diesen betrachte ich als eine fruchtbare Quelle des reinsten, und einem Philosophen anständigsten Vergnügens. Da haben Sie nun, theurester Freund, den Stof meines Briefes, und wenn es Ihnen an Muße nicht fehlt weiter zu lesen, auch die Entwickelung desselben.

Es ist ausgemacht, daß wir eine innere Kraft besitzen, deren essentiälle Eigenschaft darin besteht, daß sie die mit uns vorgehenden Veränderungen wahrnimmt, denkt, und handelt. Wenn nun diese Kraft sich aktiv verhält, und in den Zustand des eigentlichen Denkens übergeht, und darin nicht gehindert wird, so muß sie gleichsam auf sich selbst zurück gebogen werden: wodurch sie denn gewahr wird, daß sie allein, und keine andere die wirkende Substanz sey. Doch geht diese Wahrnehmung der aktiven Selbstheit (den Ausdruck verzeihen Sie mir) nicht in ein

und demselbigen Momente vor, in dem wir denken, sondern allzeit in gewissen Intervallen, wo unsere denkende Kraft außer sich zu wirken, inne hält, eine Pause macht, und gleichsam einen Blick in sich, und einen auf ihre abgelegte Arbeit richtet (*).

Mittelst dieser Art von Reflexion wird nun die Seele gewahr, daß sie eine positive Kraft besitze, Wirkungen ungehindert hervorzubringen; und schon schießt eine Strahl von Vergnügen durch ihr ganzes Wesen. Dieser muntert sie auf, ihr Denken weiter fortzusetzen. Sie folgt dieser Aufmunterung, fühlt keinen Widerstand, wirkt ununterbrochen fort, und wird immer mehr überzeugt, daß sie sich selbst

---

(*) Es sagt daher Hr. Merian in seiner Abhandlung über die Aperception seiner eigenen Existenz: S. die Histoire de l'Accad. R. des Sciences d. b. le de Berlin Tom. V. und mit ihm Hr. Tetens ganz richtig: „Man ist sich nicht „bewußt, daß man sich einer Sache bewußt sey, „jenes nämlich nicht in demselbigen Augenblick, „worin man dieses ist.“ M. S. seine philosophische Versuche 1 Band, pag. 46 & 47.

selbst genug ist die angefangene Arbeit zu vollenden. Es regt sich abermal die obengedachte Persönlichkeitsreflexion, und kraft dieser übersieht denn die Seele, so zu sagen, im Dunkeln den ganzen Umfang der künftigen Geburt. Das Gefühl dieses spirituällen Vergnügens wird nun heller, die vorgegangenen Gefühle gesellen sich zu diesen, und es entsteht ein Ganzes daraus, das aus lauter partiällen angenehmen Empfindungen zusammengewebt ist.

Hiezu kömmt noch das Bewußtseyn der Uebereinstimmung im Produkte selbst; und das Vergnügen ist im vollem Maaße da. Denn eine auf Einheit zurück gebrachte Manigfaltigkeit gefällt, und lohnt reichlich die Mühe des Denkers. — Dadurch fühlt sich nun die in uns denkende Seele vom Sinnlichen des groben Körpers unabhängig, viel umfassend, und dem Geistigen sowohl, als der Wahrheit näher gebracht.

Sehen Sie also mein Bester! Dieses Vergnügen ist das Loos des Philosophen, eines der Haupttriebräder seiner mühesamen Arbeiten, das Ziel des Forschenden.

IX.

Giebt es unbeseelte Thiere?

An

Hrn. Karl Häß.

Abgedruckt aus dem vier und vierzigsten Stücke der Wiener Realzeitung. Von 31 Oktobr. 1780.

IX.
Giebt es unbeseelte Thiere?
An Hrn. Karl Häß.
Abgedruckt aus dem vier und vierzigsten Stücke der Wiener Realzeitung. Von 31 Oktobr. 1780. (*)

Freundschaft gründet sich auf Bedürfnisse, sagt Helvetius. Und — ich muß es gestehen, der Mann hat recht. Es wäre überflüßig die Erklärung davon herzusetzen. Genug! Ich bin Ihnen verständlich. Beurtheilen Sie denn meine Arbeit so, je nachdem sie es verdienet. Belehren Sie mich, und befriedigt ist eines derjenigen Bedürfnisse, warum ich Freunde nöthig habe (1).

(*) Der Beifall, womit meine Freunde diese Abhandlung aufgenommen haben, munterte mich auf, sie noch einmal, mit einigen wenigen Veränderungen, abdrücken zu lassen.

(1) Lesern, die mit den lehrreichen Schriften des Hrn. Johann August Unzers nicht bekannt sind, oder die diese Gründe nie im Zusammenhange gelesen haben, glaub ich immer damit einen Dienst zu leisten, wenn ich sie auszugsweise-

Man mag die Menschenseele sowohl, als die des Thieres im Zustande der Wirksamkeit aus diesem oder jenem Gesichtspunkte betrachten, so wird man sich doch zuletzt gedrungen sehen, den Satz als wahr anzunehmen. „Die Kraft Vor„stellungen zu machen, ist die Grund„kraft der Seele." Es sind mithin alle Operationen dieser Substanz im Grunde nichts anders, als Modifikationen der Vorstellungskraft. Dem zufolge kömmt bei der Beantwortung der Frage, ob es unbeseelte Thiere gebe? Das meiste auf die genaue Bestimmung und Beantwortung einer andern eben so wichtigen Frage an: Ob denn auch allen Arten von Thieren Vorstellungen zugeschrieben werden können? — Bevor wir also weiter gehen, ist es unumgänglich nöthig, erst diese Frage mit einer strengen philosophischen Untersuchung zu verfolgen. — Wenn man Thiere findet, die gar keine Spuren von

---

weise in ein Ganzes bringe, das sich gleichsam mit einem Blicke übersehen läßt. Sie sind theils aus des Hrn. Doktors Physiologie, vorzüglich aber aus seiner Wochenschrift, der Arzt, genommen. Siehe den 4ten Band pag. 184.

von einer sie belebenden vorstellenden Kraft äußern, so ist man auch vollkommen zu schliessen berechtigt, daß diese Thiere blos fühlende Automata, blos empfindsame Cartesianische Maschinen sind. Daher hat Herr **Unzer** ganz Recht, wenn er sagt: „Giebt es Thiere, „die sich nie etwas vorstellen, so weis „ich nicht, ob ein einziger Grund übrig „bleibe, warum man ihnen Seelen zu„schreiben wollte.“ Nun giebt es aber, (fährt er fort) wirklich viele Thiere, die in ihrem ganzen Leben keine solche Handlung verrichten, woraus man sicher muthmassen dürfte, daß sie jemals Vorstellungen hätten. Denn die blosse Sinnlichkeit reicht zu, Handlungen hervorbringen, ohne daß dazu Vorstellungen der Seele nothwendig seyn müßten. Dieses beweisen jene Bewegungen der thierischen Triebe, die blos nach den Gesetzen der Sinnlichkeit in Thieren entstehen, deren Seele mit dem Kopfe von der Maschine — dem Körper — getrennt worden ist. So locken zum Beispiele enthauptete Grillen durch das Schwirren ihrer Flügel noch lange nach der Enthauptung die

geliebten Schwestern zur Liebe. So bemühen sich geköpfte Thiere noch zu entrinnen, oder sich gleichsam an ihren Feinden zu rächen. Wenn also Thiere dergleichen Handlungen verrichten, an denen man sonst nicht das geringste Zeichen von einer Vorstellungskraft wahrnimmt, und man dazu noch weis, daß diese Kraft das Wesen der uns bekannten Seele sey, so dünkt mich, haben wir schon vieles gewonnen. Doch läßt sich damit Herr **Unzer** nicht begnügen. Vielmehr strengt er seine Kräfte an, noch mehrere und bündigere Beweisgründe aufzusuchen. Man wird bemerken, sagt er, daß die Thiere, welche nach jedermans Urtheile unstreitig denken, nicht nur ein abgesondertes Haupt, sondern auch darin ein Mark, wie unser Gehirn ist, und im Körper Nerven haben, die den unsrigen wesentlich gleich sind. — Dahingegen ist es mit den Thieren, wegen deren Kraft zu denken, wir zweifelhaft sind, ganz anders beschafen. Einige davon haben gar keine abgesonderten Köpfe, wie die Austern, Muscheln, Schaalthiere, Spinen, Polypen, und mehrere Würmer und Insekten. Vielen

fehlt

fehlt sogar das Mark, welches wir Gehirn nennen. Zum Beispiel: denjenigen mikroskopischen Würmchen, die gemeiniglich rund sind. Ferner den eben so geschäftigen, und der willkührlichsten und künstlichsten Bewegungen fähigen Polypen des süßen Wassers, wie auch den gleichartigen Thierchen, ob sie gleich grösser sind, den Bandwürmern, den Meernesseln, und andern Thierpflanzen. Das Sensorium des Gewürmes ist gänzlich von den Nerven der denkenden Thiere verschieden. Mit welcher Wahrscheinlichkeit kann man nun solchen Thieren Vorstellungen zueignen, die die Organisation denkender Thiere gar nicht haben, die keine einzige Handlung in ihrem Leben verrichten, wozu nicht die blosse Sinnlichkeit allein hinreichend wäre, und die in ihrer ganzen Anlage, und Bestimmung nichts anders, als fühlende Vegetabilien zu seyn scheinen. Man schneide zum Beweise, einer Schnecke den Kopf ab, worin doch wohl unstreitig ihre Seele wohnt. Dieses Thier fährt fort zu leben, und alle Kennzeichen des Gefühls von sich zu geben. In wenig Tagen

wächst ihm ein neuer Kopf, mit einer neuen Schnautze, und Fühlhörnern statt des abgeschnittenen, und es fängt wieder an damit zu fressen, nachdem es in den Tagen seiner Enthauptung gefastet hatte. Wenn nun die Schnecken Seelen haben, so muß eine solche enthauptete Schnecke wahrhaftig von zwoen Seelen belebt werden, die nach einem kurzen Interregno auf einander folgen. Eben so verhält sich die Sache mit dem Polypen. Man schneide ein solches Thier voneinander, und es wachsen aus beiden Stücken zween ganze Polypen, die für sich bestehende, vollständige, lebende, und zu allen ihren Bestimmungen fähige Thiere sind. — Sind hier nun zwo Seelen aus einer entstanden? Oder hatte der erste Polype deren wohl eine Menge vorräthig? Man zerschneide ferner einen in die Länge (doch nicht ganz durch) so wachsen zu dem unzerschnittenen Rumpfe zween neue vollständige Obertheile, und so bekömmt der Rumpf, der vorher nur eine Seele hatte, izt deren zwo; und wir hätten an ihm ein Thier, daß sich zugleich an zween Orten seines Körpers bewußt wäre. —

Alles

Alles dieses aber streitet wider die allgemeine Analogie, bei allen uns bekannten, unstreitig denkenden Thieren. Denn kein einziges denkt an mehreren Theilen seines Körpers zugleich. Ferner —

Der innere sinnliche Eindruck kann eben die thierischen Bewegungen hervorbringen, die sonst aus vorangegangenen Vorstellungen zu entstehen pflegen. Die Erfahrung sagt uns, daß ein enthaupter Frosch noch springt, und was das merkwürdigste ist, sogar noch schwimmet, wenn man ihn ins Wasser wirft. Hier verrichtet also der bloße Mechanismus der Nerven und Muskeln eben das, was aus den Vorstellungen der Seele entsteht, so lange der Frosch noch seinen Kopf und seine Seele hatte. Die Muskeln wirken sehr oft, ohne Zuthun der Seele solche Bewegungen, die sonst nur die Seele gebietet, welches die epileptischen Krämpfe außer Zweifel setzen. Das Herz setzt seine Bewegungen auch bei enthaupteten Thieren fort, die Pulsadern, der Magen, und die Eingeweide hören nicht auf sich noch nach der Trennung der Seele

vom Leibe zu bewegen (*). Ja man hat Erfahrungen, daß enthauptete Insekten noch Nahrung suchen. Es können also auch selbst die Nahrungstriebe durch den bloßen Mechanismus entstehen Eben dies läßt sich gleichfalls von den willkührlichen Bewegungen behaupten: Denn man weiß, daß eine geköpfte Fliege noch fortzufahren scheint, sich die Augen mit ihren Füßen zu putzen, als ob sie noch einen Kopf hätte. Alles dieses, mein Freund, beweißt zu Genüge, daß der bloße Mechanismus der Sinnlichkeit zureiche, Wirkungen hervorzubringen, die man sonst gewohnt ist, der Seele zuzuschreiben. Ist nun der Mechanismus vermögend, bei ehemals beseelten Thieren Wirkungen solcher Art zu bewerkstelligen: warum sollte man ihm nicht auch dieses Vorrecht zukommen lassen bei Thieren, denen man eine besondere Seele einzuräumen, gar keine Gründe hat.

So überzeugend nun auch alle die an-

(*) Einige hieher gehörige merkwürdige Beispiele führt der unsterbliche Commentator des großen Boerhaave, Gerard, van Swieten an. V. Tom. I. In der Einleitung.

angeführten Gründe sind, so ist doch ein neuer liebenswürdiger Philosoph mit ihnen nicht zufrieden. Es trägt Hr. Dietrich Tiedemann seine Einwendungen dagegen im 1ten Bande der Untersuchungen über den Menschen vor. S. 322. Wir wollen hören, mein Freund, was er sagt. Diesen Schlüßen fehlt zu völliger Bündigkeit (schreibt er) meiner Meinung nach folgendes:

1. Sie beweisen zwar, daß die thierischen Verrichtungen ohne Seele und Empfindung fortdauern, aber nicht daß sie ganz ohne Empfindung seyn können.

2. Bei vielen von den angeführten Erfahrungen frägt sichs, ob die Seele aller Thiere im Kopfe wohne? Vielleicht wohnt bei dem nach der Enthauptung noch schwimmenden Frosche, bei der Fliege, die ohne Kopfe noch herumgeht, manchmal auch wegfliegt, bei den sich begattenden Schmetterlingen, die Seele an einem andern Orte, als im Kopfe. Man kann nicht schliessen, bei uns, und bei den uns bekannten Thieren ist der Kopf der Sitz des Lebens, und der Empfindung, also ist er es bei allen und jeden Thieren. —

Nun

Nun trägt der Hr. Professor noch einige besondere Erfahrungen vor, die den Unzerischen Behauptungen nicht zu statten kommen sollen. Es sind diese:

a Fliegen haben Augen, und sehen: denn eine Fliege entfernt sich allemal, so bald man ihr von ferne mit etwas drohet. Sie hat also eine Empfindung, oder Vorstellung von den außer ihr vorgehenden Veränderungen.

b Schnecken fahren mit ihren Fühlhörnern allenthalben herum, ehe sie fortgehen, und zeigen dadurch eine gewisse Besorgniß an. Man nehme eine Schnecke, und halte sie umgekehrt, sie wird sich nicht so leicht aus ihrer Fassung wagen, als wenn man sie in ihrer natürlichen Lage läßt. Sie weiß also, daß sie etwas zu befürchten hat.

c Bienen kennen ihre Königin, und leiden keine zwo in ihrer Behausung. Sie arbeiten ohne Königin nicht, lassen sich behandeln wie man will, sobald man diese in seiner Gewalt hat. Sie haben also eine Vorstellung und Empfindung ihrer Königin.

d Auch die Polypen sind wahrscheinlich nicht ganz ohne Empfindung. Denn man

hat

hat bemerkt, daß sie sich allemal nach dem Lichte wenden, welches nicht geschehen könnte, wenn sie nicht eine Empfindung davon hätten, da das Licht kein Gegenstand ihrer Nahrung ist. — So weit Tiedemann.

Alle diese Gründe zusammen genommen, scheinen mir doch nicht hinreichend zu seyn, die Unzerische Meinung umzustossen. Hr. Tiedemann erlaube mir seine Anmerkungen einzeln zu prüfen. Was den ersten Einwurf anbelangt, so dünkt mich, daß darin eine nicht unkennbare Zweideutigkeit herrsche. Hr. Tiedemann gesteht selbst, daß die thierischen Verrichtungen ohne Empfindung eine Zeit lang fortdauern. Nun möchte ich aber wissen, ob sie gar ohne alle Empfindung, oder nur mit einiger fortdauern? Das erstere läugnet unser Philosoph, und scheint das leztere zu behaupten. Allein auf diese Art läßt er Theile des Körpers empfinden, da die Empfindung doch pur allein ein Eigenthum der Seele ist. Oder versteht er darunter, wenn er sagt: „Die Schlüße beweisen „nicht, daß sie (die thierischen Verrich„tungen) ganz ohne Empfindung seyn

„kön-

„können, die Verrichtungen im noch le-
„benden Thiere?“ Unfehlbar wird dieses
seine Meinung seyn. Ich antworte also:
Die Unzerischen Schlüße beweisen es in
der That. Nicht aber die, welche Hr.
Tiedemann aus der Physiologie an-
führt, sondern jene, die ich bis hieher
angeführt habe (*).

Im Betref des zweiten Einwurfs mer-
ke ich an. Alle Thiere, die einen Kopf
und Augen haben, haben auch ein Ge-
hirn. Wo aber ein Gehirn ist, da ist gleich-
falls der Ursprung der Nerven. Wo die
Nerven entspringen, dorthin muß man
auch die Seele verweisen. Alle Thiere al-
so, die einen Kopf und Augen haben, ha-
ben auch darin eine Seele. Wenn nun ei-
nem solchen Thiere der Kopf abgehauen
wird, so muß es zugleich seine Seele mit
verlieren. Und wenn es dann noch Hand-
lun-

(*) Die Art, wie die Sinnlichkeit zureiche, ohne Empfindung Handlungen hervorzubringen, findet man begreiflich genug im 102 Stücke, im 2. Bande auseinander gesetzt. Auch im 101 Stücke desselben Bandes. Oder in Ermangelung dessen, sehe man Unzers Grundriß eines Lehrgebäudes von der Sinnlichkeit thierischer Körper.

kungen hervorbringt, die sonst eine Seele vorauszusetzen scheinen, so können wir diese Handlungen nirgendher besser leiten, als aus dem Mechanismus der Sinnlichkeit. Eine Fliege also, die ohne Kopf, folglich entseelt noch herumkricht, sich putzt, und hin und her fliegt, verrichtet es blos nach den Gesetzen der Sinnlichkeit.

Die Beobachtung mit der Fliege gehört gar nicht hieher. Denn Hr. **Unzer** läugnet ja diesen Thieren die Vorstellung nicht ab, folglich auch nicht die Seele. Blos deswegen wählte er eine enthauptete Fliege zum Beispiele, damit er zeigen könne, daß die Sinnlichkeit mit Ausschliessung der Seele hinreiche, willkührlich scheinende Handlungen hervorzubringen.

Die Versuche mit der Schnecke, die Hr. **Tiedemann** berührt, beweisen gleichfalls nichts, und doch sollen sie darthun, daß dieses Thier in diesem Falle Vorstellungen haben müsse. Im Grunde waren die Wirkungen blos mechanisch, die man an ihr wahrgenommen, und sie mußten es auch seyn. Denn wer wollte wohl der Schnecke eine Seele zugestehen, wenn jene Erfahrungen überdacht werden, die ich oben gerügt habe.

Auch Bienen spricht nicht Unzer die Seele ab. Folglich ist die angeführte Beobachtung von denselben in Ansehung ihrer Königin am unrechten Orte, und zur Sache nicht taugend.

Wenn endlich Polypen deswegen Empfindungen haben sollen, weil sie sich dem Lichte zukehren, so will ich eben auf die Art beweisen, daß die Pflanze, die man in der Botanik Sonnenwende Heliotropus nennt, gleichfalls beseelt seyn müsse. Welcher Philosoph würde aber diese Schlußart gelten lassen?

Meiner Meinung also gemäß, bleibt noch immer der Unzerische Satz: „Es „giebt unbeseelte Thiere" aufrecht stehen. Und wir gewinnen dabei noch die Veranlassung, die Weisheit und Allmacht des Schöpfers zu bewundern, und sie gemeinschaftlich anzubeten.

500.-
Juni 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wenzel, Gottfried Immanuel,

Gottfried Immanuel Wenzels philosophische Werke vermischten Inhalts

Wien 1781

Ph.u. 546
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047322-0
VD18 13613529